

edfc



Fantasia 374e

König Gold



Fantasia

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email an die Mitglieder des EDFC versandt.

EDFC e.V. – Postfach 1371 – D-94003 Passau

Erster Vorsitzender: R. Gustav Gaisbauer

edfc@edfc.de – www.edfc.de

Konto 139 79-856, Postbank Nürnberg

BLZ 760 100 85

IBAN: DE56 7601 0085 0013 9798 56

BIC: PBNKDEFF

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

König Gold

Fantastische Geschichten

Hrsg. von Michael Haitel

Fantasia 374e

edfc



Michael Haitel (Hrsg.)
Fantasia 374e

Verlag:

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Postfach 1371 • D-94003 Passau
edfc@edfc.de • www.edfc.de

Redaktion:

Michael Haitel • Ammergauer Str. 11
82418 Murnau am Staffelsee • michael@haitel.de

Layout: global:epropaganda, Xlendi

Titelabbildung: Lothar Bauer

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

© 2012

Alle Rechte liegen bei den Autoren.

Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des
Verfassers oder der Redaktion. Publikation ohne
Honorarvergütung.

Murnau am Staffelsee 2012-04

Die goldene Feder

Anna Banfhile

Franka stemmte die Arme auf die Hüften. Wütend funkelten ihre meergrünen Augen unter dem schwarzen Pony hervor, als sie erklärte, dass heute keine Märchen mehr geschähen und ihr Onkel Frederik endlich im einundzwanzigsten Jahrhundert ankommen solle.

Sie holte tief Luft und legte los: »Du sitzt hier bei deinen alten Büchern und denkst dir wunderschöne Geschichte aus, doch die will keiner mehr hören. Heute gibt es weder edle Prinzessinnen noch tapfere Prinzen oder irgendwelche Drachen. Die Kids wollen so was nur in Computer- und Videospiele, vielleicht noch in Fantasyfilmen haben, aber nicht mehr als einfach erzählte Geschichten. Du und deine Märchen, ihr gehört einfach nicht mehr in diese Zeit. Du musst etwas tun, sonst hast du bald kein Geld mehr zum Leben.«

Frederik in seiner ausgebeulten, dunklen Cordhose mit den Hosenträgern über dem karierten Flanellhemd, und der schon mehrfach geflickten schwarzen Strickjacke schien wirklich nicht in diese Zeit zu gehören. Er betrachtete durch die runde Nickelbrille sei-

ne hübsche Nichte, die wütend vor ihm stand, um ihm zu sagen, wie er sein Leben auf die Reihe kriegen solle. Von Hightech-Turnschuhen, engen Jeans, lässigem Netzhemd über knappem Top bis zum gepiercten Nabel, zeigte sie ihm die fremde Gegenwart.

»Nun, du kennst doch deinen Cousin Bertram. Findest du nicht, dass er gerade das Gegenteil beweist?«

»Natürlich kenne ich Bertram. Das ist der langweilige Kerl, der seine Nase immer nur in Fachbücher steckte. Er ist bei dir aufgewachsen, nachdem seine Eltern bei einem Autounfall ums Leben kamen. Doch was soll daran an ein Märchen erinnern?«

Frederik bat sie schmunzelnd Platz zu nehmen, dann erst begann er mit der Geschichte.

»Nun, du scheinst wirklich nichts über seinen Werdegang zu wissen. Dabei seid ihr doch beide im Schatten des Vogels mit der goldenen Feder geboren. Daran Erinnerst du dich doch, oder?«

Das Kopfschütteln Frankas, ließ ihn ein wenig weiter ausholen.

»Ja, wenn du dich noch nicht einmal daran erinnerst. Das Haus deiner Urgroßmutter Felizitas, ein wunderschöner Jugendstilbau, wenn du mich fragst, ist euer beider Geburtsort. Im Glas der Eingangstür ist ein herrlich bunter Vogel abgebildet, in dessen Schwanz eine goldene Feder leuchtet. Der Zauber des Vogels über unsere Familie wirkt auf euch.«

Räuspernd setzte sich Frederik zurecht, während Frankas Fuß ohne ihr bewusstes Zutun wippte.

»Vor einigen Monaten kam Bertram ganz aufgelöst zu mir. Er ist ja ein kluger Mann, deshalb hat er seit einigen Jahren ein Stipendium an einer Privatuniversität. Er machte gerade seinen Doktor in Jura. Doch er hat wenige Freunde. Denn wenn man in der Sprache von Märchen bleibt, sind es die Prinzen und Prinzessinnen, die dort studieren, und Bertram gehörte nicht zu ihnen.

Nun, wie gesagt, er kam ganz aufgelöst zu mir, denn er hatte eine junge Frau kennengelernt, die so ganz anders war. Giovanna studierte Kunst und Philosophie und interessierte sich für die Dinge, die auch ihm gefal-

len. Ihr ist nicht der Wert des Kunstwerkes wichtig, sondern die Schönheit und die Harmonie darin. Bertram verliebte sich im ersten Moment in diesen Engel. Seine Kommilitonen vergällten ihm dieses Glück jedoch, sobald sie ihn mit Giovanna sahen.

Sie verhöhnten ihn, ob er sich in ihre ›Kategorie‹ einheiraten wolle, denn sie sei die Tochter eines Pizza-Königs. Ihr Vater besitzt eine Kette von Pizzerien, Eisdielen und Feinkostgeschäften, und er ist in seinen Ansichten sehr altmodisch. Seine Tochter konnte nur ein Erbe aus reichem Haus glücklich machen. Für Bertram war sie also unerreichbar.

Er kam mit dieser Enttäuschung zu mir. Ich tröstete ihn und erzählte ihm dann, von dem Zauber, der in unserer Familie schon seit Jahrhunderten wirkt. Alle aus unserer Familie, die bereit sind, eine goldene Feder zu finden, und ich muss dir gestehen, der Vogel hat viele Arten von goldenen Federn, können sich mit seiner Hilfe einen Wunsch erfüllen. Sobald sie es schaffen, haben sie unerwartetes Glück. Leider konnte ich Bertram keinen Hinweis geben, wie er den Vogel

oder die Feder findet, denn der Weg ist für jeden anders. Doch wenn er die Feder gefunden hat, wird er sie immer in seiner Nähe haben.

Schon am nächsten Tag traf er sich mit Giovanna. Die Semesterferien standen bevor. Er fürchtete, sie nicht wieder zu sehen, also gestand er ihr seine Liebe. Er gab auch zu, dass er ein armer Schlucker sei. Doch Giovanna ermutigte ihn, dass er sicher eine Lösung finden würde. Sie würde auf jeden Fall versuchen, ihren Vater von seinen altmodischen Ideen abzubringen.

Nach ihrer Abreise begab er sich zum Haus von Felizitas, die einige Monate zuvor gestorben war. Dort rückten gerade die Bauarbeiter zur Renovierung an. Im letzten Moment konnte Bertram das Glasbild mit dem Vogel vor der Zerstörung retten. Frisch gerahmt hängte er das Bild in seine sonst sehr karge Studentenbude. Er setzte sich Stunden davor und meditierte, doch es kam keine Idee. Schließlich gab er auf. In dem Haus musste noch etwas anderes sein, das ihm half. Also ging er abends noch einmal zu dem inzwischen wie ein Gerippe dastehen-

den Haus von Felizitas. Ein riesiger Container mit Bauschutt und Gerümpel versperrte ihm den Weg. Er kletterte ohne viel Überlegung hinein und begann zu suchen. Vielleicht fand er ja dort einen Hinweis, was er machen könnte.

Zwei zerfledderte, gedruckte Familienchroniken und ein äußerst zerfranster Stammbaum waren seine Schätze, die er aus Schutt und Staub barg. Er machte sich wieder auf den Heimweg, in der Hoffnung, nun etwas zu finden, was ihm weiterhalf. Doch die Bücher waren in alter Schrift gedruckt, die Bertram kaum lesen konnte. Die Handschrift des Stammbaums konnte er noch weniger entziffern. Doch er scheute die Mühe nicht und beschäftigte er sich mit den dicken, aber schon sehr kaputten Einbänden. Darauf waren nur noch schwach die Reste vom früheren goldenen Abbild des Vogels zu erkennen. Bertram versuchte die schlimmsten Schäden zu beheben, da bemerkte er eine Unebenheit unter dem Ledereinband, die er unbedingt beseitigen wollte. Am Ende lag ein kleiner Stahlschlüssel mit beidseitigem Bart und einer gestanzten Nummer darauf in seiner

Hand. Bertram geriet ganz aus dem Häuschen. Das war ein Schlüssel für ein Bankfach.

Die Nummer 288 kam ihm irgendwie bekannt vor. Er kramte in einem Haufen Papier mit seiner abgelegten Post, denn nach Felizitas' Tod hatte er von ihrem Rechtsanwalt einen Brief bekommen. In dem stand, er würde den Inhalt des Schließfaches 288 in der örtlichen Sparkasse erben, aber bedauerlicherweise sei der Schlüssel dazu nicht auffindbar. Ohne den Schlüssel könne man das Fach leider nicht öffnen.

Es dauerte eine Weile, bis er das Schreiben fand, denn er hatte es voller Wut unter Reklame geknüllt. Mit dem arg zerknitterten Brief und dem Schlüsselchen ging er zur Bank. In dem Schließfach befand sich ein alter Füller mit dem Zettel ›das ist deine goldene Feder‹ neben einem Brief, in dem Bertram die Mitarbeit in der Kanzlei von Felizitas' Rechtsanwalt angeboten wurde. Außerdem lag noch eine kleine, mit einem goldenen Vogel verzierte Schatulle dort, die mit Diamanten gefüllt war.

Er hielt nun ohne Bangen um seine reiche Prinzessin an. Da Giovanna ihrem Vater von

ihrer Liebe erzählt hatte, gab der unter diesen Umständen gerne sein Einverständnis. Vor zwei Monaten haben sie geheiratet. Da sie ohne meine Geschichte nie zusammengekommen wären, zahlen sie mir nun eine lebenslange Rente. Deine Sorge um mich ist also rührend, aber überflüssig, liebe Franka, denn der Zauber unserer Familie schützt auch mich.«

Grübelnd blieb Franka nach dem Abschied noch vor der Tür stehen. Sollte sie Onkel Frederik nach Bertrams Adresse fragen? Ein eigenes Märchen mit goldener Feder käme ihr gerade recht.

Über die Autorin

1955 in München geboren, lebt Anna Banfihle dort als freiberufliche Künstlerin und Autorin. Neben Familie und Beruf absolvierte sie Fernschulen zu Belletristik, Zeichnen und Malen, und lernte Encaustic (Malen mit heißem Wachs) bei verschiedenen LehrerInnen. Sie malt von gegenständlich bis zu abstrakt,

expressionistisch, surreal und keltisch, mit Hang zu Fantasy und Mythologie. Seit 2008 hatte sie etliche Ausstellungen in Deutschland und 2012 auch in Indien.

Schriftstellerisch verbindet sie gerne Krimis mit fantastischen Elementen, schreibt aber auch aktuelle und historische Krimis, Märchen, Fantasy und Gedichte. Gedichte verbindet sie manchmal als Collagen mit ihren Bildern. Seit 2005 veröffentlicht sie in Anthologien, Zeitschriften, seit 2011 auch in der Fantasia, und hatte in Bayern Lesungen aus Ihren Werken, teilweise auf den Vernissagen ihrer Ausstellungen.

Näheres über sie ist zu finden unter:
www.anna-banfhile.de

König Gold

Matthias Falke

Dies ist die Erzählung von dem König, der abdanken musste und sein Reich verlor, und der am Ende gar verhungerte, weil man Gold bekanntlich nicht essen kann

Das Reich lag darnieder. Im Norden waren die Barbaren eingefallen. Sie brandschatzten und mordeten und wüteten wie eine Springflut und verheerten weite Landstriche. Im Süden tobte die Pest. Im Westen hatte Hagelschlag die Ernten verwüstet. Im Osten machte sich ein Gegenkönig breit; immer mehr Provinzen waren schon vom alten König abgefallen. Die Tribute blieben aus. Das Volk murrte. Der Adel, der um seine Privilegien fürchtete, wurde täglich aufsässiger und unduldsamer.

Eines Tages rief der König daher seinen Narren zu sich und fragte ihn, was er von dem ganzen Durcheinander halte und was er ihm raten könne. Der Narr legte den Finger an die Nase, sah den König scheel an und sprach: »Ihr müsst euch unter euer Volk mischen, unerkannt und inkognito, um herauszufinden, was es will. Ihr müsst übers Land ziehen, wie fahrendes Volk, und die Stim-

mung erkunden. Warum kämpft das Volk nicht gegen die Barbaren. Warum läuft es zum Gegenkönig über. Warum lässt es sich von einer Missernte konfus machen, oder wenn ein bisschen Pest aufkommt. Unter deinem Vater und deines Vaters Vater sind derlei Missgeschicke auch immer wieder einmal vorgekommen, und doch war das Volk nie so unzufrieden und aufsässig wie heute.«

Der König sah ein, dass der Narr im Grunde recht hatte. Wenn es ihm auf widerstrebte, wie ein Zigeuner über Land zu fahren und inkognito, ohne Eskorte, das eigene Reich zu durchwandern. Er rief seinen Kanzler, um ihm zu befehlen, eine ganz kleine und unauffällige Karawane zusammenzustellen. Aber der Kanzler kam nicht.

»Er ist auf und davon«, kicherte der Narr. »Wie übrigens auch der Mundschenk, der Koch, der Kammerdiener und der Schreiber.« Und ehe der König noch etwas erwidern konnte, setzte er hinzu: »Und sie haben alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest war!«

Der König erschrak fürchterlich, da er zuerst an seine Kronjuwelen dachte. Aber die

feigen Verräter hatten nur eingepackt, was an essbaren Vorräten da gewesen war. Das Schloss war verwaist, die Keller waren leer. Außer ein paar Mäusen, die ratlos in der geplünderten Vorratskammer herumliefen, rührte sich nichts mehr, von der höchsten Turmspitze bis zum tiefsten Verlies.

Dem König blieb nichts anderes übrig, als den letzten Karren, den man ihm gelassen hatte, mit seinem Thronschatz zu beladen, den einzigen siechen Ochsen, der noch im Stall stand, davor zu spannen, und sich auf den Weg zu machen. Auf die Frage, ob er mit ihm kommen wolle, winkte der Narr mit flinkem Lächeln ab. »Ich werde sehen, wie ich mich selber durchbringen kann!« Und so machte der König sich alleine auf die Reise.

Eine Wegstunde unterhalb des Schlosses – für die er mit dem lahmen Ochsen freilich deren drei benötigte – kam er in das erste kleine Dorf. Es dämmerte bereits, und so beschloss der König, sich hier um Herberge zu bemühen. Das war bestimmt eine gute Gelegenheit herauszufinden, wo dem Volk der Schuh drückte. Das heißt: wo er ihn *am meisten* drückte. Denn dass die Lage im ganzen

Reiche nicht gerade sehr ersprießlich war, das sah der König durchaus ein. Es ging nur darum, welchem Übel man zuerst zu wehren hatte, um das Volk milde zu stimmen, den Landadel zu besänftigen und die Provinzen vom weiteren Abfall abzuhalten.

Der König kletterte von seinem Karren, verhüllte das Gesicht mit dem unscheinbaren Mantel, den er auf Anraten des Narren umgeschlungen hatte, verstellte seine Stimme und betrat die einzige Schenke, die es in dem winzigen Weiler gab, um nach Herberge für eine Nacht zu fragen.

Er wurde abgewiesen.

»Wie gedenkt Ihr, zu bezahlen?«, fragte der Wirt gerade heraus. Es war ein täppischer roher Kerl mit feisten roten Wangen und einem schweren Bauch. Bestimmt horte er in seinen Kellern noch fässerweise Wein. Aber seinem König Obdach für eine Nacht zu gewähren, ging über seine Ehre!

»Mit Gold«, sagte der König und klimperte ein wenig mit dem Säckchen, in dem ein paar Münzen Kurantmark bei sich trug. Er erschrak im selben Augenblick beinahe über sich selbst. War das nicht allzu leichtsinnig:

unter diesem groben Volk auch nur durchscheinen zu lassen, dass man so viel Bares bei sich hatte?! Allein, die Reaktion des Pöbels, die nicht auf sich warten ließ, belehrte ihn eines Besseren.

Der König wurde ausgelacht.

Grölendes Brüllen und Lärmen erfüllte die Schenke. Der Wirt hieb sich mit seinen fetten Händen auf die Schenkel.

»Gold?!« Er schien sich gar nicht mehr beruhigen zu können. Dem König war nicht bewusst gewesen, was für ein lustiges Ansinnen er da vorgebracht hatte. Im Geheimen fragte er sich, ob er nicht seinen Narren entlassen und selbst den Possenreißer geben könne, wenn eine so banale Äußerung einen so umwerfenden Heiterkeitserfolg erzielte. Aber andererseits ärgerte er sich viel zu sehr. Wusste dieser Mensch denn nicht, wer vor ihm stand! Den König auszulachen, seine Münzen so lauthals zu verschmähen, hätte in normalen Zeiten hingereicht, den Mann in den Karzer zu werfen. Der König musste die Versuchung niederringen, sein Inkognito fallen zu lassen und dem dummen Volk zu sagen, wer er war. Aber ohne Eskorte schien

ihm das andererseits zu gefährlich. Und er wollte seine Fahrt auch nicht beenden, ehe sie recht begonnen hatte. Wie wäre er denn vor dem Narren da gestanden, wenn er am selben Abend unverrichteter Dinge in sein menschenverlassenes Schloss heimgekehrt wäre!

»Es herrscht Hungersnot im Land«, musste er sich nun von dem Wirt belehren lassen. »Ich kann Euch Euer Gold nicht abnehmen. Bezahlt in Naturalien! Wir nehmen Brot und Mehl, auch ungemahlene Korn. Gerne auch Würste oder Fleisch – so Ihr welches habt!«

Hier wurde das Gelächter des umstehenden Pöbels, das nie ganz aufgehört hatte, noch ein Spur schmutziger und verächtlicher.

»Auch Bier und Wein, oder Südfrüchte, oder Zibeben. Ganz wie es Euch beliebt. Nur Euer Gold, das könnt Ihr vorderhand behalten!«

Der König war nun ernsthaft eingeschnappt. Er ließ den Wirt und seine Spießgesellen stehen und kehrte zu seinem Karren zurück, um die Nacht dort, unter der feuchten Plane, zuzubringen. Auch der Magen

drückte ihn inzwischen, denn er hatte nicht mehr an Mundvorrat mitnehmen können, als sein ausgeplündertes Schloss noch eben hergegeben hatte. Ein paar trockene Brotkrumen und einen Schlauch voll kalten schalen Wassers. Daran labte er sich nun, innerlich vor Grimm bebend, und war froh, dass er sich wenigstens nicht auch noch um den Ochsen kümmern musste. Dieser hatte gutmütig angefangen, das karge Gras am Wegesrand auszuraufen.

Am nächsten Morgen erwachte der König misstrauisch und steifgefroren. Er ließ den Ort links liegen und fuhr weiter in das Land hinaus. Aber er nahm sich vor, das Dorf auszuräumen und den Wirt auf den höchsten Pfahlspießen zu lassen, wenn er erst seine alberne Verkleidung abgelegt und seine volle Würde wieder hergestellt haben würde.

Bei schneidendem Wind und Regen rumpelte der Karren über die Chaussee. Der König wäre schneller zu Fuß gegangen, aber wie hätte er dann seinen Thronschatz schleppen sollen, der zentnerschwer in seinem Rücken lag? Um die Mittagszeit kam er bei einem frei stehenden Hof an. Ein reiches

Gut, mit großen Stallungen und einer eigenen Kapelle. Der König ließ den Wagen halten und sprang mit schmerzenden Knochen herunter. Dann rief er nach dem Bauern. Der kam auch gleich herfür.

»Ihr müsst mir Brot geben«, befahl der König herrisch. »Ich habe Hunger!«

»Muss ich?«, sagte der Bauer knapp.

»Ich kann bezahlen«, antwortete der König.

Der Bauer zog die runden, eingefallenen, aber dennoch kräftig wirkenden Schultern hoch. »Was habt Ihr mir zu geben?«

»Ich habe Gold«, verkündete der König stolz. Der Magen zwickte ihn schon ganz gehörig, und die Unterhaltung fing an, ihn zu beleidigen. »Silber, Kupfer, in Barren oder Münzen. Auch Juwelen ...« Er gab die letzte Vorsicht dahin und zog die Plane von dem Karren, dass der gesamte Kronschnuck offen dalag. Hätte bei dem tumben Bauern jetzt nicht eigentlich der Groschen fallen müssen? Aber der zog nur die Nase hoch, spuckte in den Misthaufen und sagte verächtlich: »Für Euer Gold kann ich Euch hier nichts geben.«

»Es ist *Gold!*«, insistierte der König.

Der Bauer wandte sich ab. »Hier draußen taugt es mir nichts. Man kann es nicht mahlen. Man kann es nicht säen und verfüttern. Man kann es, wie Ihr wisst, nicht essen.«

»Guter Mann«, stammelte der König. Nicht zum ersten Mal ertappte er sich dabei, dass er die Eloquenz seines Hofnarren vermisste. Dem wären jetzt sicher ein paar gesalzene Worte eingefallen!

»Dann bitte ich Euch aus Barmherzigkeit, mir einen Laib Brot zu geben«, brachte er stattdessen hervor.

»Ich habe nichts«, versetzte der Bauer ungerührt.

»Guter Mann«, sagte der König hilflos immer wieder. »Dies ist ein reicher Hof, das sehe ich. Ein großes Gut. Ihr werdet doch ein wenig Brot ...«

Aber der Bauer ließ ihn nicht länger ausreden. »Das Land liegt brach«, knurrte er unwirsch. »Der Winter hat kaum angefangen, und er wird lang und hart, wenn man den Astrologen glauben kann. Wir müssen an die Aussaat denken und an unser Vieh. Für uns selbst bleibt kaum etwas. Auch wir hungern

bereits. Und unser *König*«, hier fasste er den König scharf ins Auge, »unser König tut auch nichts für uns!«

Wieder wandelte den König die Versuchung an, dem Bauern Bescheid zu geben. Und wieder kämpfte er sie nieder. Er trollte sich und zockelte mit seinem Ochsenkarren weiter in das flache Land hinaus.

Am Abend dieses zweiten Tages langte er bei einer Stadt an. Das Stadttor wurde gerade geschlossen. Aber man schien es damit nicht eilig zu haben. Der König lenkte seinen Karren zwischen die mächtigen Flügel und versperrte sie. Die Männer der Bürgerwehr, die ohne besonderen Eifer mit dem Schließen beschäftigt waren, ließen es geschehen.

Viel zerlumptes Volk, Bettler und halbnackte Kindern lungerten an dem Stadttor herum, und als der Fremde mit dem sonderbaren Karren vorgefahren kam, lief noch mehr hungernder und schlecht gekleideter Pöbel zusammen. Der König dachte an den Hochmut, den die Städter oft ihm gegenüber an den Tag gelegt hatten. Aber dann kam ihn erstmals so etwas wie Mitleid an. Besonders die mageren Kinder mit ihren nackten Füßen

und den zottigen Haaren waren ein grauenhafter Anblick.

Er bat um Herberge und Brot. Auch hier wurde er abgewiesen. Aber ein Rat der Stadt, der geschäftig herbeikam, ließ sich immerhin auf ein Gespräch ein.

»Wir haben nichts, was wir dir geben können«, sagte er ohne Umschweife. »Auch nicht für dein ganzes Gold. Man kann es nicht beißen. Wir können unsere Kinder nicht damit stillen. Ihr jedoch habt etwas ...« Und damit ließ er einen begehrlischen Blick über den erschöpften Ochsen schweifen.

Der Handel war bald beschlossen. Mit Blick auf die frierenden Kinder gab der König den Ochsen frei. Er wurde vom Joch gebunden und an Ort und Stelle geschlachtet. Viel Fleisch hatte er nicht mehr auf den Rippen, von Fett zu schweigen. Aber vielleicht konnte man aus seinen Knochen noch eine Suppe kochen, die den Hungernden für eine Nacht zu einem warmen Bauch verhelfen würde.

Als Gegenleistung durfte der König eine Nacht im Gasthaus der Stadt verbringen. Er durfte auch seinen Karren unterstellen, den er nun ohne den Ochsen schlecht weiterzie-

hen konnte. Das Gold gab er zum größten Teil bei den Städtern in Verwahrung. Nur so viel, wie er tragen konnte, nahm er mit. Er tauschte dazu den Karren, dessen Holz sofort verfeuert wurde, gegen einen leeren Kornsack. Mit dieser Last auf den Schultern wanderte er am nächsten Morgen weiter.

Der König kam in eine weite grüne Au. Zwar bot sie jetzt, zu Beginn des Winters, einen nicht ganz so schönen Anblick, wie es vielleicht im Lenz der Fall gewesen wäre, aber auch so weitete sich des Königs Herz. Wiesen, Hügel, Wälder. Ein Fluss schlängelte sich dazwischen entlang. Das war sein Reich! Dies alles war sein Eigentum und göttliches Lehen!

Eine Gruppe wilder Drachen hockte in der Talsenke beieinander. Sie waren alle ganz siech vor Hunger und Gram, denn einer der ihnen war erschlagen worden. Groß wie ein gefälltter Eichbaum lag der Leichnam des Wesens im herbstlich braunen Gras, und das Blut leckte in armdickem Strahl aus der gespaltenen Brust und strömte in den Fluss, mit dessen eisigem Wasser es sich zischend vermischte.

Der König fragte die Drachen, ob sie nichts für ihn zu essen hätten. Für solche Wesen musste es doch ein Leichtes sein, im Wald ein Wild zu schlagen! Aber sie winkten nur mürrisch ab und nahmen die Augen kaum von ihrem toten Kameraden.

»Was soll uns dein Gold?«, grollten sie heiser. »Es taugt uns nicht, unseren Führer wieder lebendig zu machen. Ein Frevler hat ihm aufgelauert und ihm sein Schwert ins Herz gestoßen!«

Der König zuckte die Achseln. Was ging ihn die Misere dieser Wesen an? Aber geholfen war ihm damit freilich auch nicht. Er ließ die Drachen Drachen sein und zog weiter, immer noch missmutiger und hoffnungsloser. Der schwere Sack drückte ihn fast zu Boden, und sein Magen knurrte. Aber was sollte er tun?

Dann kam er auf eine weite Ebene hinaus, wo er in einiger Entfernung ein reges Treiben ausmachte. Es war ein Heerlager! Ihm war nicht bekannt, dass er das Heer zusammengerufen hätte. War es am Ende die Streitmacht des Gegenkönigs?

Der König ging zu den Wachtposten, die ringsum an den Palisaden standen und das Lager schirmten, und verlangte, ihren Heerführer zu sprechen. Seine Erscheinung und seine Stimme schienen einen Rest ihrer natürlichen Autorität bewahrt zu haben. Jedenfalls wies man ihn nicht gleich ab, sondern schickte tatsächlich einen Rufer in das Innere des weitläufigen Lagers. Wenig später kam der Heerführer, der ganz in eine silberne Rüstung gekleidet war. Blonde Locken fielen über seine stolz erhobene Stirn.

Der König bat um Obdach und Brot und klimperte mit dem Gold in seinem Sack.

Der Heerführer lachte.

»Euer Gold taugt mir hier nichts. Es ist zu weich. Man kann keine Waffen daraus schmieden.«

»Ihr könnt Eure Söldner damit bezahlen«, tastete der König sich behutsam vor. Die umstehenden Männer lachten.

»Ich bin Siegfried von Xanten«, sagte der Heerführer. »Meine Männer folgen mir aus freien Stücken!« Er musterte den König. »Ich muss sie nähren, kleiden und bewaffnen.

Das alles ist für Gold nicht feil. Wir brauchen Leder, Fleisch und Stahl!«

»Könnt Ihr es nicht kaufen?«, fragte der König, der insgeheim an seine Hoflieferanten dachte und an die horrenden Rechnungen, die sie ihm mit frecher Miene zu präsentieren pflegten.

»Wir nehmen uns, was wir brauchen«, sagte Siegfried und schlug mit der Faust an seine Rüstung, dass es laut dröhnte und ein wenig hohl.

»Kämpft Ihr für – den Gegenkönig?«, fragte der König scheu.

Der Heerführer und seinen Mannen lachten wieder. Sie schüttelten die Köpfe, bis ihnen Tränen aus den Wimpern fielen. Dann ließen sie den König einfach stehen, der inzwischen überzeugt davon war, dass er besser zum Narren als zum König taugte. Sollte er nicht zum Gegenkönig gehen und ihm seine Dienste anbieten?

Mit knurrendem Magen zog er wieder von dannen. Ein Schar Weiber hängte sich an ihn, kaum dass er zwanzig Schritt zwischen sich und das Heerlager gebracht hatte. Sie hatten einen mit bunten, wenn auch zer-

schlissenen Planen behängten Wagen, der von zwei hageren Mauleseln gezogen wurde. Ihr Ansinnen war unzweideutig. Es waren Landstörzerinnen, Zigeunerinnen, Huren. Sicherlich auch Hexen. Doch dem König war das gleichgültig, wenn er nur für eine Nacht sein Haupt hätte auf ein halbwegs weiches Lager betten können. Und wenn er zuvor etwas gehabt hätte, seinen unstillbar erscheinenden Hunger zu besänftigen!

»All das und alles, was Ihr noch begehrt«, säuselten die Schönen, die nicht schön waren, sondern alt, fett und verbraucht. »Aber Ihr müsst uns auch entlohnen!«

Der König klimperte müde mit seinem Zentner gemünzten und ungemünzten Goldes. Wieder ließ der Erfolg nicht auf sich warten: Die Weiber gackerten wie ein ganzer Stall voller wildgewordener Hennen.

»Dein Gold taugt uns nichts«, schrien sie. »Wir brauchen Stoffe und Farben und geheime Medizinen. Für Geld sind sie nicht feil!« Für Geld sind *wir* nicht feil, sollte das heißen. Aber der König hatte schon verstanden. Er hatte es auch gar nicht anders mehr erwartet. Achselzuckend ging er an den Huren

und ihrem aufgeputzten Wagen vorbei und wanderte wieder in die weite Landschaft hinaus.

Am Abend kam er an einen großen Strom. Es war der Rhein. Einst die Lebensader seines mächtigen Reiches. Jetzt, da Handel und Verkehr zum Erliegen gekommen waren, waren es nur wüste Wassermassen, die sich grau durch den winterlichen Abend wälzten.

Der König hockte am Ufer und sah trübsinnig in die Fluten hinaus. Plötzlich war jemand neben ihm. Der Narr! Er war ihm bis hierher gefolgt. Und wie er nun anfing, sich über den ganzen Katalog seiner Misserfolge lustig zu machen, war klar, dass er über alles bescheid wusste. Wie er bei dem Wirt und bei dem Bauern abgeblitzt war, bei Städtern und Soldaten, bei den Drachen und sogar bei den Weibern! Der Narr wusste sich vor Lachen kaum zu lassen.

Aber raten konnte er dem König auch nichts. Zurück konnten sie nicht: marodierende Banden hatten das leer stehende Schloss geplündert und niedergebrannt. Der Gegenkönig verheerte das Reich und kam den Kernlanden immer näher. In anderen

Provinzen wütete die Pest. Das Volk hungerte und starb.

Der König erhob sich, schwang seinen Korn sack, in dem sein Thronschatz steckte, und versenkte ihn in den Wassern des wilden Stromes. Ein Fischer brachte ihn und seinen Narren auf eine kleine Felseninsel, die sich in der Mitte des breiten Flusses aus den grauen Wellen erhob. Der König bezahlte den Fischer mit seinem Ring, seinem königlichen Siegelring. Davon werde er zwar nicht satt, sagte der Fischer, aber er könne ihn seiner Tochter zur Vermählung schenken. Dann sähe sie wenigstens hübsch aus.

Auf der Insel ließen der König und sein Narr sich nieder und dauerten ungeschützt und fastend den ganzen Winter aus. Sie schrumpften dabei ein und verschmolzen zu einem einzigen Wesen. Im Frühjahr waren sie nur noch so groß wie ein Biber, der struppig und mit Moos bewachsen auf dem Felsen hockte. Die Legende behauptet, dass sie bis zum heutigen Tag dort sitzen. Und man will gesehen haben, wie das seltsame Biberwesen manchmal in die Fluten hinuntertauchte, um dort mit dem versunkenen

Gold zu spielen. Aber das ist nicht bewiesen!
Was sollte es auch mit dem tauben Gold?

Über den Autor

Matthias Falke ist Schriftsteller, Übersetzer, Herausgeber. Derzeit sind rund 60 Buchveröffentlichungen von ihm erschienen.

Er hat sich mit ebenso bildgewaltigen wie sprachmächtigen Erzählungen einen Namen gemacht. Sein Stück »Kassandra-Szenen« wurde 2007 mit dem Publikumspreis des Sandkorn-Theaters Karlsruhe ausgezeichnet. Für die Novelle »Boa Esperança« wurde ihm 2010 der Deutsche Science-Fiction-Preis zuerkannt.

Ameisen

Dominik Busch

Darauf sprach der Herr zu Moses: Streck deine Hand über Ägypten aus!

Dann werden Heuschrecken kommen ...

Sie bedeckten die Oberfläche des ganzen Landes,

und das Land war schwarz von ihnen.

(Exodus 10,12)

Im unendlichen Raum zahllose leuchtende Kugeln ...,

die, inwendig heiß, mit erstarrter, kalter Rinde überzogen sind,

auf der ein Schimmelüberzug lebende und erkennende Wesen erzeugt hat —

dies ist die empirische Wahrheit, das Reale, die Welt.

(Arthur Schopenhauer)

»Mr. Morlock, nehme ich an?«

»Guten Tag, Herr Professor!«

»Sie kommen gerade noch rechtzeitig«, sagte der Professor und kratzte sich am Kopf.

»Verzeihen Sie die Verspätung, der Verkehr über der Stadt war unglaublich, und dann diese Böen von der Seite! Vielen Dank, dass Sie uns einen Landeplatz reserviert haben.«

»Die Rush Hour über Luzürich ist furchtbar, und der Hönngger Berg mitten drin!«

»Schön, dass Sie sich für uns Zeit nehmen! Es ist mir eine Ehre!«

»Wissen Sie, ein großer Fan Ihres Live-Blogs auf der Web-Site von *Nature* war ich nie. Aber Sie sprechen gut Deutsch.«

»Ich dachte, wir machen das Interview in Ihrer Sprache, ein *Transbot* wird Sie simultan übersetzen. Darf ich vorstellen: Phil, unser Kameramann, Emma ist für das Licht zuständig. Owen macht den Ton.«

»Kommen Sie, hier entlang!« Professor Wilhelm I. Leu führte das Filmteam durch einen Gang aus Glas. Nach einem Iris-Scan öffnete sich eine azurblaue Fahrstuhltür. Mit einem trockenen Surren trug sie der Magnetschwebelift nach oben. Nach kurzem Fußmarsch

öffnete der Forscher die Tür zu seinem Laboratorium.

»Nice, there's daylight in here«, freute sich Emma. Eine Balkontür stand offen. Im Hintergrund sah man das gezackte Gebirge der Hochhäuser.

»Maybe we should close the door?«, fragte Owen.

»Die Tür bleibt offen!«, sagte der Professor.

»That's a nice shot! Let's do the interview here«, meinte Phil und zeigte auf einen Schreibtisch, auf dem eine Flasche Champagner und Gläser standen.

»Meinetwegen«, sagte der Professor.

»Mr. Leu, Sie sind so braun«, versuchte es Emma mit britischem Charme. Sie hielt ein Lichtmessgerät neben das Gesicht des Professors.

»Ich war am Wochenende am Aletsch-See Fischen. Ein letztes Mal.«

»Lake Aletsch? That's beautiful!«, schwärmte Phil und säuberte mit einem Lappen den Rotor seiner Kamera.

»Wir haben vor zwei Monaten im Aletschtal gedreht«, erklärte Morlock. »Einen Bericht über Ihre ETH-Kollegin, die Geoarchi-

tektin Anna Rufi. Sie und ihr Team haben die Felswände legiert. Was für ein Aufwand, all die Berge zu verschweißen!«

»Wurde auch Zeit«, sagte der Professor und köpfte eine Zigarre. »Schon zu meiner Studienzeit war Permafrost Geschichte. All die Menschen, die schon durch Steinschlag umgekommen sind! Wie ich höre, sind die Alpinisten alles andere als erfreut?«

»Wen wundert's? Der Kunststoff ist zwar atmungsaktiv, aber der Reibungsgrad ist viel zu klein zum Klettern. Und erst die armen Steinböcke«, sagte Morlock und kämmte sich die Haare.

»I'm ready«, sagte Owen. »Me, too«, meinte Emma. Der Professor zog an seiner Zigarre und lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Just a second.« Phil kratzte sich am Arm; dann sagte er: »Rolling! Action!«

»Herr Professor, Gerüchten zufolge nennen Ihre Studenten die nach Ihnen benannten *formicitechna leuoni* auch *formicitechna frankensteini* — Wilhelm I. Leu ein Frankenstein?«

»Ach, wissen Sie, vielleicht müsste Herr Frankenstein eher bei mir in die Schule!? Die

Idee, für die Konstruktion unserer Nano-Cyborgs den Körperbauplan einer Ameise zu verwenden, hatte klare Gründe.«

»Das Team um Professor Johanson in Uppsala verwendete für dasselbe Experiment die Form von Spinnentieren, doch es scheiterte.«

»Natürlich scheiterten die Schweden! Die Evolution des menschlichen Bewusstseins experimentell nachbauen, und dafür Spinnentiere in Nano-Größe verwenden? Unfug! Überlegen Sie selbst: Kann ein Wesen, das einen Faden aus sich selber spinnt, in sinnvoller Frist auf die Fertigkeiten der Stoffherstellung kommen? Ich meine: Wem Mutter Natur eine Textilfabrik in seinem Allerwertesten eingebaut hat, der wird die Differenz von Nacktheit und ihrem vermeintlichen Gegenteil nicht allzu weit voran treiben, womit der liebe Gott sein scheinheiliges ›Adam, wo bist du?‹ nicht so bald durch seinen schönen Apfelgarten wird rufen können, nicht wahr? Haben Sie Johansons Terrarium gesehen?«

»Nein.«

»Eine Stümperei! Der Versuch, die Genese des menschlichen Bewusstseins experimentell nachzustellen, und dann ein simples Ple-

xiglasterrarium für Amphibien!? Man kam sich vor wie bei ›Jugend forscht!‹

»Ihre allerersten Versuche liegen nun auch schon fünfundzwanzig Jahre zurück, Sie begannen ursprünglich mit Käfern — Sie lachen?«, fragte Morlock und kratzte sich am Unterschenkel.

»Eine Jugendsünde, ein Lausbubenstreich! Die Genese unserer menschlichen Kultur im Labor nachzubilden mit diesen Fehlkonstruktionen der Schöpfung, ich Hornochse! Der Hauptgrund, weshalb Sie die Entwicklung hin zu einem quasimenschlichen Bewusstsein mit Nano-Cyborgs in Käferform nicht hinbekommen, ist das sichere, allzu sichere Chitin.«

»Der Chitinpanzer? Die Haut der Käfer ...«

»... ist schlicht und einfach zu wenig flexibel, um in sinnvoller Frist an einer Entwicklung teilzuhaben, die vom Harten zum Weichen, vom Schwerfälligen zur Leichtfüßigkeit führt.«

»Die Beschaffenheit unserer Haut ist Bedingung für die *conditio humana*?« fragte Morlock. Emma spürte ein leichtes Kriseln in den Fingerkuppen.

»Versuchen Sie ein Insekt, ein Krustentier zu foltern, es geht schlecht. Versuchen Sie es zu streicheln, zu liebkosen, es geht ebenso schlecht. Diese Wesen sind weder zu einem Übermaß an Schmerz, noch zu einem Höchstmaß an Lustempfindung fähig. Starr und überängstlich bleibt der Käfer im engen Korsett seiner dürftigen Optionen. Unsere zartseidene Hülle ist ein Wagnis, ein Risikokapital, das sich gelohnt hat. Der Käfer *hat* viel an seiner Haut, aber wegen ihr *kann* er wenig. Wäre die Welt der Körperoberflächen ein Kartenspiel, wir hätten mit unserer Haut den Joker gezogen!«

»Aber ...«

»Rückläufige Entwicklung der Klauen und des Gebisses? Aufrechter Gang? Verlust des Schwanzes? Schwund der Riechzellen? Verlust des Fells und Rückgang der Körperbehaarung? Suchen Sie sich was aus! Was uns immer mehr abhandenkommt, das erfinden wir immer mehr hinzu, und was wir immer mehr dazu erfinden, das fehlt uns immer mehr. Was uns Menschen auszeichnet, ist der schrittweise Verlust von Eigenem und die schrittweise Aneignung von Fremdem.

Nichts ist heroischer als dieser Mut zur Schwäche, heute eine Schlacht verlieren, um übermorgen den Krieg zu gewinnen ...«

»Aber die Starrheit ...«

»... das Eigene des Menschen ist sein Mangel an Eigenem, Mr. Morlock. Wir haben uns noch stets mit fremden Federn geschmückt. Die Schildkröte baut sich weder Zelte, noch Laubdächer, die Schnecke ist mit ihrem eigenen Haus zufrieden, die Krabbe mit ihren körpereigenen Waffen sucht weder nach scharfkantigen Steinen, noch erfindet sie die Metallverarbeitung, und der tumbe Käfer steht wie ein ungelenker Ritter in voller Rüstung auf dem Schlachtfeld der Natur!« Owen blickte kritisch auf die Membran seines Mikros, da er in seinem Kopfhörer ein leises Rauschen hörte.

»Aber wenn die Starrheit des Chitinpanzers die kulturelle Entwicklung hemmt, wie so dann Ihre Häme gegen das Oktopus-Experiment ihres australischen Konkurrenten Francis C. Dawson? Nichts ist weicher als die Körperoberfläche dieser Tintenfische und nichts ist graziöser als die geschmeidige Beweglichkeit dieser intelligenten und flexib-

len Kopffüßler?!«, wandte Morlock ein. Inzwischen juckte es ihn auch an den Oberschenkeln.

»Der Käfer kann zu wenig, der Oktopus zu viel! Das Wunder der kulturellen Evolution des Menschen vollzog sich auf dem schmalen und unwahrscheinlichen Grat zwischen diesen beiden Extremen.«

»Das müssen Sie erklären!«

»Den Kruppstahl eines Insektenpanzers werden Sie in ewig und drei Tagen nicht hin zur nötigen Geschmeidigkeit erweichen können, doch die leibeigene Polyvalenz eines Tintenfisches im Meer ist schon weit übers Ziel hinaus geschossen. Ich präzisiere: Wäre die Welt der Körperoberflächen ein Kartenspiel, unsere Haut befände sich im interessanten Bereich zwischen einer normalen Karte und der Jokerkarte, mit einer Tendenz in Richtung Joker: Humanisation ist Jokerisation!«

»Aber ...«

»Nur weil Primaten mit ihren Fingern nicht in die verwinkelten Gänge eines Termitenhügels kommen, fangen sie an, die fehlende Wegstrecke mittels eines Grashalms zu über-

brücken: die Geburtsstunde der Technik. Wer einmal dem beweglichen Abtasten von Tintenfischtentakeln zugeschaut hat, der weiß, der Oktopus hat keine Stocherhalme nötig: Sein Körper ist dermaßen biegsam, selbst durch ein verwinkeltes Labyrinth zwingt er sich mühelos hindurch. Wer eigenhändig kann, der bastelt sich keine Instrumente; und wer selber an den Ort seiner Träume gelangt, der wird die Entwicklung der Schrift, der Medialität zu wenig schnell vorantreiben.«

»Schrift? Medialität?«, fragte Morlock und kratzte sich. Das Kribbeln in Emmas Händen strahlte auf ihre Arme aus.

»Womit wir beim eigentlichen Problem von Dawson und seinem ungeschickten Aquarium angelangt sind: Den heutigen Menschen gäbe es nicht ohne die Möglichkeit der schriftlichen Aufzeichnung, nicht ohne die Externalisierung seines Gedächtnisses. Bis zu welchem Punkt erschwert das Leben im Meerwasser die Entwicklung der Medialität? Erlaubt das wogende Element ein Mindestmaß an Permanenz von bedeutungstragenden Hinterlassenschaften und Markie-

rungen? Der Hund pisst an den Baum, woran pisst ein Kalmar? Schreibt es sich unter Wasser genauso leicht wie im Trockenen? Oder verteilt sich die schwarze Tinte des Oktopus' in dieser diffusen Welt viel zu schnell? Sie sehen: Der selbstverliebte Meeresbiologe aus Sydney hat seine Hausaufgaben nicht gemacht!« Owen hörte, wie das Rauschen in seinem Kopfhörer stärker wurde.

»Aber die Haut einer Ameise ist doch ebenfalls aus Chitin?!«, wandte Morlock ein. Das Jucken an seinen Beinen strahlte inzwischen auf seinen Bauch aus und war kaum noch auszuhalten.

»Man könnte meinen, Sie sind nur hergekommen, um mich über meine hilflosen Konkurrenten auszufragen?! Lassen Sie uns endlich von den Stümpereien zum gelungenen Experiment kommen: Jalousien hoch!«

Auf das Kommando des Professors schob sich die silberne Wand hinter seinem Rücken lautlos vom Fußboden bis zur Decke. Durch drei große Bullaugen sah man in einen verdunkelten Raum von etwa zehn mal zehn mal zehn Metern.

»What the hell?!«, entfuhr es Owen; für einen kurzen Moment vergaß er das Rauschen. »I can't believe it!«, flüsterte Phil und dachte für einmal nicht an den Juckreiz. Wie erstarrt blickten sie alle auf den Miniatur-Globus, der wie von Geisterhand im Innern des Raumes schwebte. »And that's the sun over there?«, fragte Emma verblüfft, kratzte sich am Rücken und zeigte auf eine Lichtquelle, welche die eine Hälfte der schwebenden Kugel erhellte. Auf der nächtlichen Seite der kleinen Erde erkannte man die Lichter kleiner Städte; konnte es wirklich sein, dass der Globus von einer winzig kleinen Lebensform bewohnt war? Bewohnt von den Nano-Cyborg-Ameisen des Professors? Eine richtige Zivilisation? Phil wollte gerade fragen, warum auf der einen Seite ein längliches Brett an den Globus gelehnt war, als ein lauter Knall ertönte.

»Na? Wie gefällt Ihnen Pangäa?«, fragte der Professor und füllte die Gläser mit Champagner. »Sie werden bemerken, wie wichtig es für die experimentelle Nachbildung der Entwicklung unseres menschlichen Bewusstseins ist, den realen Bedingungen so nahe

wie möglich zu kommen.« Der Professor kratzte sich am Kopf und reichte seinen Gästen die Gläser. »Terrarien? Aquarien? Vergessen wir diese Kindereien! Was Sie hier sehen, ist der Nachbau unseres Planeten. Jahrelanges Forschen ergab, dass man die Genstruktur von Ameisen so umprogrammieren kann, dass ihre Haut weich bleibt. Chitinlose Insekten, damit lässt sich arbeiten! Mit vier Beinen trippeln unsere kleinen Nano-Humanoïden im Waldameisenformat durch ihr kurzes Leben auf ihrer kleinen Erde, und mit ihren beiden Armen bewerkstelligen sie all die wunderbaren und abscheulichen Dinge, die wir auch tun. Nebenbei bemerkt: Der durchschnittliche IQ meiner Ameisen ist höher als bei uns Menschen! Lassen Sie uns anstoßen!«

»Cheers!«, sagte Morlock und kratzte sich am Hintern. In einem Zug leerten sie die Gläser.

»That's good, mate!«, meinte Phil und musste niesen. Auch Owen spürte nun ein lästiges Kribbeln auf seiner Haut.

»Leider bleibt uns nicht die Zeit, auf den komplexen Bau dieser hybriden Wesen zwischen Natur und Technik einzugehen. Fest

steht«, sagte der Professor und schenkte die Gläser nach, »dass meine *formicitechna leuoni* perfekte Mischwesen sind, zwischen dem genetischen Grundbauplan einer Waldameise und einem passend konzipierten neurologischen Apparat von unseren Freunden aus der Nanotechnologie. Derzeit leben auf Pangäa an die sechseinhalb Milliarden Individuen. Die Uhren ticken in der Welt meiner Kinderlein jedoch viel schneller. Wie heißt es? Ein Wimpernschlag für Gott sind tausend Jahre für seine Geschöpfe! Unzählige Generationen sind verflossen in der kurzen Zeit unseres Interviews! Und welche Entdeckungsfahrten und Eroberungen haben meine *formicitechna* in der kurzen Zeit geleistet!« Morlock hatte sich das Hosenbein hochgekremgelt und suchte nach Mückenstichen oder den Zeichen eines allergischen Ausschlags. Owen juckte es am ganzen Körper.

»But why ist that window ...?« Emma hielt mitten im Satz inne, da das nervöse Kribbeln immer stärker wurde. Phil hielt den Juckreiz kaum noch aus.

»Ein ganzes Labor samt Balkon, und ein britisches Filmteam haben sie in der kurzen

Zeit kolonisiert. Was sag ich: ein ganzes Gebäude! Was für eine Leistung! Lange genug waren sie beschränkt auf ihren kleinen Planeten: Jetzt beginnt das Zeitalter der Expansion. Auf den Anfang von etwas Neuem und das Ende von etwas Altem. Hoch die Tassen!« Erneut leerten sie die Gläser (nervös zitternd) in einem Zug.

»Das Brett, Phil, habe ich lange vor ihrer Ankunft an den Mini-Globus angelehnt, damit meine Ameisen ihren Planeten endlich verlassen können. Das eine Fenster, Emma, ist offen, damit sie ins Labor gelangen. Und mit der Balkontür, Owen, steht ihnen das Tor zur Welt offen. Ich schätze, dass sie in der bisherigen Zeit bereits den ganzen Gebäudekomplex wie einen Schimmelpilz für sich in Beschlag genommen haben. Spüren Sie das sanfte Kribbeln auf Ihrer Haut? Das sind meine Ameisen, die sich auf Ihnen einnisten. Ein langer und qualvoller Tod stünde uns allen bevor, doch der Champagner enthält ein Gift, das uns jeden Augenblick von diesen nicht auszuhaltenden Qualen erlösen wird. Seien Sie mir nicht allzu böse, doch ich fand, dass meine Geschöpfe nun reif genug sind,

um ihr Glück in der Welt zu suchen. Frankenstein? Wer zum Teufel ist Frankenstein? Macht's gut, meine vielen kleinen Kinderlein! Oder nein: Macht's besser. – Macht's besser!«

Nachdem Emmas Schrei verhallt war, hörte man nur noch das leise Rauschen aus Owens Kopfhörern.

Ausgelöscht

Ulli Pallor

Zur besseren Lesbarkeit
in modernem Deutsch verfasst

Rüdeger vom Hügelthal, Korporal der Wache von Burg Hohenfels, blickte stolz und zufrieden von der Festungsmauer auf das weite Land zu seinen Füßen, das im hellen Sonnenlicht ruhig und friedlich da lag.

Man schrieb das Jahr des Herrn 1310. Er hätte nicht glücklicher sein können als in diesem Moment, selbst wenn ihm die grünen Wälder, die fruchtbaren Äcker und die fischreichen Gewässer gehört hätten. Nein, er brauchte keinen Landbesitz, er war glücklich über seine wunderschöne Ehefrau Lugardis, glücklich über seine einzige Tochter Alberadis, die heute ihren fünfzehnten Namensgebungstag feierte, glücklich, dass sie alle gesund waren und in Frieden unter Freunden leben durften. Er streichelte seinen kräftigen Wolfshund zwischen den Ohren, was dieser mit einem freundlichen Grunzen erwiderte.

»Arco, weißt du eigentlich, wie gut wir es haben?«

Der Hund sah ihn mit klugen braunen Augen an und rieb den Kopf an der Hüfte seines Herrn.

»Ja, ich sehe, du gibst mir recht!«, lächelte Rüdeger und schritt zur Treppe nach unten

in den Burghof. Arco folgte unaufgefordert bei Fuß.

Die Männer von der Burgwache grüßten ihren Korporal mit einem Kopfnicken oder auch einem »Guten Morgen!« – für strenge Disziplin und formelle Zeremonien gab es in diesen friedlichen Zeiten keinen Anlass. Rüdiger legte daher auch keinen Wert darauf. Er wusste, was er an seinen Leuten hatte, das genügte vollauf. Er erwiderte die Grüße, fragte hier nach dem Befinden, dort nach dem frisch geborenen Baby, nickte drei Würfelspielern zu und schlenderte dann in seine Wohnung, die er mit Frau und Tochter teilte.

Alberadis fiel ihrem Vater lachend um den Hals. »Danke, danke, danke! Das Kleid ist wundervoll! Ich freue mich ja so! Darf ich es heute den ganzen Tag anbehalten, ja?!«

Lugardis schaute sie gespielt streng an und sagte: »Damit du es bis zum Abend von oben bis unten verdrecken kannst, wie? Kommt nicht in Frage!«

»Mutter! Bittebittebitte! Meine Freundinnen werden ja so neidisch sein! Und ich passe auch ganz bestimmt ganz fest auf, dass das Kleid nicht schmutzig wird! Ehrenwort!«

Rüdeger schmunzelte, als er ebenso streng erwiderte: »Nun, mein kleines Fräulein, ein Kleid ist nicht dazu da, um andere neidisch zu machen. Aber wenn du dein Wort gibst, dass du gut auf dich und das Kleid aufpasst ...«

Weiter kam er nicht, denn er musste sich gegen zwanzig Küsse auf einmal wehren. Dann kam Lugardis an die Reihe und auch Arco wurde geknuddelt, bevor Alberadis mit einem »Ich habe keinen Hunger, muss zu meinen Freundinnen, bis Mittag!« aus der Tür huschte und verschwunden war.

Kopfschüttelnd, aber lächelnd nahm Rüdeger am gedeckten Frühstückstisch Platz und begann mit Appetit, zu essen. Seine Frau tat es ihm gleich. Arco legte sich in seine Ecke, den Kopf auf die Vorderpfoten gebettet. Ein wunderbarer Tag hatte begonnen.

Alberadis' Leiche wurde am späten Nachmittag nach zweistündiger Suche, an der sich fast alle Burgbewohner beteiligt hatten, von Arco im Wald gefunden, geschändet, erwürgt, das neue Kleid zerrissen und schmutzig.

Lugardis nahm die schreckliche Nachricht wortlos und mit unbewegtem Gesicht auf, erhob sich vom Tisch, schritt an den fassungslosen, weinenden Menschen im Raum vorbei, mied den Blick ihres Mannes, stieg die Stufen des Bergfrieds hinauf und warf sich von der höchsten Zinne. Niemand hielt sie auf, alle waren wie paralysiert.

Rüdeger setzte sich und starrte ins Leere. Er nahm niemanden wahr. Mechanisch kraulte er den braven Arco, bemerkte aber dessen Anwesenheit nicht. Seine Freunde, den Lehnsherrn, Frauen, die ihm Essen bringen wollten – er registrierte niemanden. Er saß nur da und hatte nicht einmal Tränen.

Tags darauf sollten Lugardis und Alberadis beerdigt werden. Bruder Gotwinus, der Einsiedlermönch, weigerte sich, die Mutter in geweihte Erde zu betten, da sie eine Selbstmörderin war. Die Tochter, so predigte er weiter, sei an ihrem Schicksal selbst Schuld, es sei eine Strafe des Herrn, da sie die Vergewaltigung durch unzüchtiges Gebaren und lüsterne Gedanken erzeugende Gewandung provoziert habe. Der Täter habe gar keine andere Wahl gehabt, als sie zu nehmen. Um

jedoch zumindest der armen Seele der Selbstmörderin gnädig das Feuer der Hölle zu ersparen, solle diese am Wegekreuz vor den Toren der Burg verscharrt, ihr aber vorher der Kopf abgehackt werden. Ihre Tochter könne, sofern es der Wunsch des Witwers sei, neben ihr bestattet werden, als Zugeständnis der Heiligen Mutter Kirche an zwei Sünderinnen, um diese im Tode zu vereinen.

Rüdeger brach zusammen. Er wurde in sein Bett verbracht und lag zwei Tage ohne Bewusstsein. Am dritten Tag erwachte er wieder, aß und trank und ließ eine vage Idee langsam reifen und Gestalt annehmen.

Am fünften Tag nach dem schrecklichen Vorfall hatte er seinen Entschluss gefasst, und bei Gott, er würde diesen in die Tat umsetzen, koste es, was es wolle!

Meister Wygand, der weise Magier, lebte zurückgezogen in seiner Hütte mitten im Wald. Aber was für eine Hütte das war! Nach außen machte sie nicht viel her, aber innen war sie genau so, wie man sich die Wohnung und den Arbeitsplatz eines Zauberers vorstellte: blubbernde Kessel, Glaskolben,

Mörser und Stößel, Bücher, Bücher und nochmals Bücher, wohin man blickte. Und darüber hinaus meterweise Pergamentrollen sowie Hunderte einzelne Blätter in allen Größen und Farben. Es war ein Tohuwabohu, in dem sich nur Meister Wygand selbst zurecht fand.

Dass die Hütte innen größer als außen war, lag daran, dass sie direkt an einem Hügel stand, der im Laufe der Jahrzehnte, die der Meister hier schon lebte, ausgehöhlt worden war. Von wem, das wusste niemand. Wygand duldet eigentlich keine Besucher, wenn diese nur mit ihren alltäglichen Wehwehchen zu ihm kamen, wie zum Beispiel Mädchen mit Liebeskummer oder Bauern mit einem schlimmen Zahn oder ungewollt kinderlose Ehefrauen. Gute Güte, was glaubten die Leute denn, wofür ein Zauberer da war?! Für die »großen Dinge«, pflegte er immer zu sagen, bevor er dann doch einen Zahn zog oder das eine oder andere Mittelchen gegen Liebeskummer oder für Fruchtbarkeit (bei Mensch und Tier, ganz egal) verkaufte. Meister Wygand war ein wunderlicher alter Kauz, aber hochintelligent und gebildet.

Rüdeger kannte und mochte den Alten, seit er ein kleiner Junge war. Schon damals erschien ihm der Magier nicht anders als uralt mit seinem langen weißen Rauschbart und dem ulkigen spitzen Hut, den er scheinbar niemals abnahm.

»Rüdeger! Gute Güte, was machst du denn für ein Gesicht?! Komm rein, mein Junge, und trink einen Schluck Tee mit mir! Hast du schon zu Mittag gegessen?«, rief der alte Zauberer erfreut, als er die Tür öffnete, an die Rüdeger dreimal geklopft hatte.

»Meister Wygand, zum Gruße. Ich benötige Eure Hilfe«, entgegnete Rüdeger förmlicher und ernster als üblich.

Das Lächeln auf Wygands Lippen gefror. »Das klingt schlimm. Tritt ein. Wenn ich helfen kann, werde ich es tun.«

»Habt Dank, Meister.« Er zog die Tür hinter sich zu, schob den Riegel vor und folgte dem alten Mann zum Tisch, an den sich beide setzten. Übergangslos fragte Rüdeger: »Habt Ihr von der Ermordung meiner Tochter und dem Freitod meiner Gattin vor fünf Tagen gehört, Meister Wygand?«

Der Magier wurde blass. »Nein«, hauchte er, sichtlich erschüttert. »Ich hatte seit einer Woche keinen Besuch ...«

»Ich bitte Euch, dass Ihr mir helft, den Mörder und Vergewaltiger zu finden, der die Verantwortung für den Verlust meiner beiden geliebten Frauen trägt. Ich will ihm in die Augen sehen, wenn ich ihn töte. Und dann will ich meine Frau und Tochter wieder zurück!«

»Mein Junge, ich kann dir wohl bei der Mörderjagd helfen, aber selbst ich kann die Toten nicht wieder zum Leben erwecken!«

»Dann findet einen anderen Weg!«, brüllte Rüdiger, und endlich, endlich nach fünf Tagen konnte er weinen. Wygand nahm ihn in den Arm, und Rüdiger weinte, bis seine Tränen versiegten.

Danach redeten die beiden so ungleichen Freunde bis spät in die Nacht, entwickelten und verwarfen Ideen. Zum ersten Mal seit fünf Tagen begann Rüdiger vom Hügelthal wieder zu »leben«, statt nur zu »existieren«. Und Meister Wygand sah ein »großes Ding« sich am Horizont abzeichnen.

Früh am nächsten Morgen hatte der Magier eine Lösung in seinen uralten Pergamentrollen gefunden. Er hatte die ganze Nacht bei Kerzenlicht gesucht. Rüdiger war in einen erholsamen, albtraumlosen Schlaf gefallen. Nun, bei dessen Suche hätte er Meister Wygand sowieso nicht helfen können.

»Guten Morgen, Junge. Ich glaube, ich habe etwas gefunden!«

»Was?!«, fragte Rüdiger interessiert, wenn auch verschlafen gähnend.

»In dieser Pergamentrolle aus der Bibliothek von Alexandria ist etwas von einer magischen Technik die Rede, mit der man bis zu einem Tag in der Zeit zurückgehen kann ...«

»Aber es ist doch schon sieben Tage her, seit ...«

»Gemach, mein Freund, gemacht!«, lächelte Meister Wygand. »Lass mich die Sache als ... hm ... ›Zeittreppe‹ bezeichnen. In sieben Stufen kann man also auch sieben Tage zurückgehen. Allerdings kann ich nur dich zurücksenden. Mit mir selber funktioniert es nicht. Nur ... wenn ich dich nach gestern zurücksende und du mich dort aufsuchst, werde ich natürlich nichts von dieser magischen Tech-

nik wissen, die ich schließlich erst seit heute kenne. Ich muss sie jedes Mal wieder aufs Neue erlernen – und du musst mich jedes Mal wieder aufs Neue überzeugen. Sieben Mal hintereinander. Zum Glück war ich diese Woche zuhause! Stell dir bloß vor, ich wäre zum Beispiel vor drei Tagen auf Reisen gewesen oder krank! Und das seltsamste ist: Ich kann mich nicht erinnern, dass du in den letzten sieben Tagen bei mir gewesen wärest. Verstehst du? So etwas nennt man ein Paradoxon!«

»Das ist mir völlig egal, Meister Wygand, wenn Ihr sagt, es würde funktionieren, dann lasst es uns sofort in die Tat umsetzen. Jetzt gleich. Habt Dank, aber lasst uns bitte keine Zeit mehr verlieren!«

»Ich kann dich verstehen, Rüdiger, vollkommen. Wir wollen frühstücken, und dann bereite ich alles Nötige vor, einverstanden?«

Rüdiger lag auf einer Pritsche im Keller der Hütte von Meister Wygand, während dieser das magische Ritual vollführte, das den Zeitsprung nach gestern einleiten sollte. Er fragte sich, ob sich ein Delinquent auf dem

Hackklotz des Scharfrichters ebenso fühlen mochte wie er jetzt.

Dann schlief er ein. Und erwachte wieder. Er war allein. Benommen stand er auf und machte sich auf den Weg nach oben. Meister Wygand war nicht da. Er verließ die Hütte, trat ins helle Sonnenlicht. Welcher Tag war »heute«? Oder war jetzt »gestern«? Dem Stand der Sonne nach zu urteilen war es früher Vormittag. Nun, etwa genau der Zeitpunkt, an dem der Magier das Ritual begonnen hatte und er eingeschlafen war. Demnach konnte er nicht lange geschlafen haben.

Es raschelte hinter ihm. Er fuhr herum. Meister Wygand kam aus dem Wald auf seine Hütte zu und winkte freudig: »Rüdeger! Was führt dich zu mir? Ich war gerade Pilze sammeln. Komm doch mit rein!«

Diese Frage war der Beweis, es war »gestern«!

»Meister Wygand, ich muss mit Euch reden!« Rüdeger erzählte dem alten Mann alles von Anfang an, worauf dieser sofort nach der besagten Schriftrolle suchte und diese auch umgehend fand.

»Also sagtest du die Wahrheit!« Wygand kratzte sich am Kopf. »Wie fühlst du dich jetzt, mein Junge? Ist irgendetwas seltsam oder beängstigend für dich?«

»Nicht seltsamer oder beängstigender als in den vergangenen Tagen, Meister Wygand! Bitte lasst uns die Zeittreppe weiter in die Vergangenheit hinabsteigen!«

Rüdeger lag auf der Pritsche im Keller der Hütte von Meister Wygand, während dieser das magische Ritual vollführte, das den Zeitsprung nach gestern einleiten sollte. Er schlief ein und erwachte. Er war allein. Er ging nach oben ... und sah sich dem Magier gegenüber, der mit dem Rücken zu ihm über seine Bücher gebeugt dasaß und las.

Rüdeger schlich sich auf Zehenspitzen nach draußen, schloss leise die Tür und klopfte dann dreimal laut.

»Rüdeger! Was führt dich zu mir? Komm doch herein!«

Wieder erzählte Rüdeger alles von Anfang an. Wieder fand der Magier die Schriftrolle auf Anhieb, wieder legte Rüdeger sich auf die Pritsche im Keller. Diesmal jedoch nicht,

ohne Meister Wygand vorher gefragt zu haben, wo er gestern um diese Zeit gerade war. Der Alte überlegte kurz, dann meinte er, er sei im Wald Holz holen gewesen.

Dann vollführte er das magische Ritual ...

»Meister Wygand, heute ist der fünfzehnte Namensgebungstag meiner Tochter Alberadis. Wir haben es geschafft! Aber nun muss ich mich beeilen, damit ich die Vergewaltigung verhindern kann! Habt Dank für Eure unschätzbare Hilfe, Ihr seid ein wahrer Freund und großer Magier! Gehabt Euch wohl!«

Eingehüllt in einen weiten braunen Mantel, die Kapuze über den Kopf gezogen, seine langen Haare zur besseren Tarnung abgeschnitten und bewaffnet mit einem Messer, eilte Rüdiger aufgeregt durch den Wald zur Burg Hohenfels, auf die Stelle zu, an der seine Tochter tot aufgefunden worden war – vor einem ganzen Menschenleben, wie es ihm vorkam – und verbarg sich im Gebüsch. Er musste nicht lange warten. Das Kichern von drei Mädchen, die des Weges kamen, war deutlich zu hören, ehe er sie zu Gesicht bekam. Alberadis war dabei.

Rüdegers Herz setzte kurz aus, als er sie erblickte, lebendig und bildhübsch in ihrem neuen Kleid, mit einem strahlenden Lächeln auf dem rosigen Gesicht. Er musste sich schier übermenschlich zwingen, nicht zu ihr zu rennen und sie in die Arme zu schließen. Schließlich saß »er« ja zuhause bei seiner Frau (oder war schon wieder auf Wache) und hatte lange Haare!

»Weg mit Euch, Weiber!« Die strenge, unfreundliche Stimme kam ihm bekannt vor. Die drei Mädchen quiekten erschrocken auf und liefen vor der dicken Gestalt in einer schmutzig grauen Kutte davon. Alberadis stolperte. Ihr Kleid verfang sich an einem Ast und zerriss. Diesen Sekundenbruchteil nutzte der fette Mann aus, um sie einzuholen. Rüdiger traute seinen Augen nicht: Bruder Gotwinus war der Täter!

Er zog das Messer und stürzte sich auf ihn, rammte ihm die Klinge bis zum Heft ins Herz, stach so lange zu, bis er sicher war, dass der Mönch tot war. Dabei verrutschte ihm die Kapuze. Alberadis starrte mit schreckensgeweiteten Augen auf das Blutbad, das ihr Vater angerichtet hatte! Schreiend vor

Panik rannte sie davon, Rüdiger blindlings hinter ihr her.

Er holte seine Tochter nicht mehr ein.

Rüdiger vom Hügelthal stand auf der Wehrmauer und sah Alberadis mit zerrissenem Kleid kreischend auf das Burgtor zulaufen, von einem blutverschmierten fremden Mann verfolgt. Er hob seine Armbrust, zielte sorgfältig und schoss. Der Bolzen drang mitten ins Gesicht des Fremden ein und ließ dessen Kopf wie eine überreife Melone platzen.

Nachdem der fremde Mörder verscharrt und Bruder Gotwinus mit allen kirchlichen Ehren bestattet worden war, kehrte auf Burg Hohenfels langsam wieder Normalität ein. Sofern man es als »normal« bezeichnen konnte, dass Alberadis unter Schock ununterbrochen etwas von »mein Vater hat den Mönch ermordet« brabbelte und sich die Albträume von Rüdiger von Tag zu Tag verschlimmerten. Er wachte jede Nacht schreiend auf und fasste sich ins Gesicht, als ob er sichergehen wollte, dass er noch eines hatte ...

Lugardis machte sich am fünften Tag nach der Ermordung von Bruder Gotwinus vor-

mittags auf den Weg zum Magier. Meister Wygand wusste sicher Rat, was im Falle der seltsamen Albträume ihres Mannes und des nicht besser werdenden Schocks ihrer Tochter zu tun sei.

Als auf ihr Klopfen hin niemand öffnete, trat sie zögernd ein. Aus dem Keller hörte sie Geräusche, eine Stimme, die etwas rezitierte, sicher der alte Zauberer. Sie stieg die Kellertreppe hinab und sah von der Tür aus ... ihren Mann ... auf einer Pritsche liegen, verblassen, flackern und ... verschwinden!

»Hexer!«, kreischte sie. »Das ist Teufelswerk! Ihr seid an allem schuld! Ich verfluche Euch!« Damit stürzte sie sich blind vor Wut und Abscheu auf den alten Magier, der sie voller Entsetzen nur reflexartig mit seinem Zauberstab abwehren konnte. Schwer verletzt stürzte Lugardis ohnmächtig auf den Boden.

Meister Wygand kümmerte sich sofort um die klaffende Wunde an ihrem Hals und konnte die Blutung zum Stillstand bringen, jedoch waren die Stimmbänder durchtrennt worden.

Er pflegte sie rührend und kompetent, während er ihr alles genau erzählte. So kam

Lugardis wieder zu Kräften, doch das dauerte zwei Tage.

Inzwischen hatte Alberadis den Verstand verloren und sich die Pulsadern aufgeschnitten.

Ihr Vater hatte sich kurz zuvor auf die Suche nach seiner Frau gemacht, die erwähnt hatte, sie würde »zum Magier« gehen.

Just in dem Moment, als Rüdiger seine Frau fand, verblasste er, flackerte und ... hörte auf zu existieren.

Da Lugardis keine Stimme mehr hatte, um ihn zu verteidigen, wurde Meister Wygand der Hexerei angeklagt, nach seinem Geständnis unter der Tortur rasch verurteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt; seine Hütte wurde niedegerissen und die unschätzbar wertvollen Bücher vom wütenden Mob dem Feuer übergeben.

Dies geschah am gleichen Tag, als Lugardis vor Gram das Herz brach.

Über den Autor

Ulli Pallor, geb. 28.5.68 in Passau, wohnhaft in Fürstencell; Abitur am Leopoldinum, Banklehre, jetzt selbstständig im Bereich »Büroservice«; verheiratet und stolzer Papa einer bald elfjährigen Tochter. Hobbys: viel zu viele! :-) (STAR-WARS-Kostümclub, Landschildkröten, Schach, »Schreiben« ...).

Der Fluch der Schreckensburg

Geschichten aus aller Welt

Teil III

Andre Schuchardt

Wir kamen von Westen. Abseits jeglicher bewohnter Gegenden wollten wir uns halten, um keinen Verdacht zu erregen, um niemanden uns folgen zu lassen, um niemanden dazu zu bringen, uns von unserem Vorhaben abhalten zu wollen. Dazu waren wir mit einem kleinen Boot östlich von Bétiganos gelandet. Die anderen hatten Bedenken, wegen der Satenechsen im Sumpf, doch waren wir uns einig: Nach Satenfels zu gelangen war unser Ziel; die Burg ihrer Schätze zu berauben. Jeder hätte versucht uns zurückzuhalten, hieß es doch, dass Satenfels verflucht sei, wie dieses ganze Land. Doch uns war bewusst: Dies sagte man sicherlich nur, um von den Schätzen abzulenken.

Vier Tage lang kämpften wir uns durch die verfluchten Sümpfe, da trat der Erste von uns in ein Sumpfloch. Dies war nicht wirklich das erste Mal, doch nun konnten wir ihn nicht befreien, nicht retten. Zwei Satenechsen stürzten sich auf ihn. Wir anderen flohen, so schnell wir nur konnten. Und wir besiegten den Sumpf; wir ließen ihn, seinen Gestank, die gefräßigen Echsen sowie die bissigen Fliegen zurück und betraten bald das Hinterland.

Immer hatten wir uns nah der Küste gehalten und langsam wich der Sumpf den steilen Zagurklippen. Da wir wussten, dass Satenfels inmitten dieser Klippen liegen musste, erklommen wir sie. Höher und höher ging es, steiler und steiler ward es. Über uns der dunkle drohende Himmel, links von uns das rauschende graue Meer, rechts von uns das Höhenland der auslaufenden Sümpfe. Einer verlor gleich bei den ersten Aufstiegen den Halt und stürzte schreiend in die Tiefen. Und dabei waren wir erst am Beginn. Wie wäre es wohl gewesen, wären wir von Osten gekommen, die ganzen Klippen zu durchqueren? Noch zu viert bleibend kämpften wir uns weiter voran. Die Schätze lockten, wir alle konnten sie in unseren Träumen hören. Weit konnte es nicht mehr sein. Doch wir kletterten noch für Tage.

Am zehnten Tage unserer Reis verdüsterte sich der Himmel noch mehr. Schon die ganze Zeit über hatte es immer wieder geregnet, doch nun wurde daraus ein mächtiger Sturm. Das Meer peitschte links von uns an die Klippen, derweil wir uns durch Wind und Regen, Sturm und Blitze voran arbeite-

ten. Von Böen gepackt fiel der Nächste in eine Spalte und brach sich die Beine; wir mussten ihn töten. Zum zwölften Tage hin ließ der Sturm zwar nach, doch wir bemerkten, dass uns nun die Nahrung fehle. Nach langem Streit entschieden wir, dass einer sich opfern müsse.

Am dreizehnten Tage dann erblickten wir zwei Letzten endlich Satenfels. Wie stolz und Furcht einflößend zugleich reckt sich dieser düstere uralte Schrecken doch über Klippen und Meer in den finstren Himmel! In einer Stunde machen wir uns auf, sie zu betreten. Wir werden sehen, was seit Jahrhunderten niemand sah, werden uns holen, wozu es allen giert und keiner sich wagte, es sich zu holen.

Kommentar

Angeblich wurde dieser Brief von Landvermessern am Fuße der Zagurklippen gefunden. Von wann er stammt, ist nicht genau zu bestimmen. Wahrscheinlich ist, dass ein Betrüger ihn verfasste und selbst in Umlauf brachte. Es ist

bekannt, dass immer wieder Abenteurer versuchen, Burg Satenfels zu erreichen, welche einst für ihre Schreckenherrschaft bekannt war und seit dem Blutbad von 2347 als verflucht gilt, doch halten die Landwächter jeden Reisenden eindringlich davon ab.

*Tonn Onasi, Jagâharis von Raygadun
Raygadun, Aleca, 07.01.3995*

Über den Autor

Andre Schuchardt, 1983 in Gifhorn geboren, in diesem Landkreis aufgewachsen und zur Schule gegangen, studierte Linguistik, Philosophie und Altorientalistik an der Universität Leipzig. Der Autor schreibt vor allem Abhandlungen, (Kurz-) Geschichten und Romane der Bereiche Fantasy, Horror, Märchen und Satire, zuweilen aber auch Gedichte und andere lyrische sowie philosophische und linguistische Texte dieser und anderer Gebiete seit 1998. Geschichten und Auszüge gibt es auf seiner Homepage www.kaltric.de.

Die große Flucht

Thom Deliben

Wir lagen da, verschwitzt und mit roten Köpfen in dem dichten Gras.

Wir – das waren fünf Kumpels und ich, keiner älter als siebzehn Jahre.

Schüler allesamt, am Gymnasium. Vier von uns, auch ich, hatten einen Vater an der Front.

Die Väter von Karl und Ulrich waren bereits zur größeren Ehre des großdeutschen Vaterlandes gefallen, die Mütter versuchten die Familien alleine durchzubringen.

Das Gras, in dem wir lagen, wuchs in der Nähe des Lagers Uckermark, in der gleichnamigen Landschaft. Etwa hundert Kilometer von Berlin entfernt, ganz in der Nähe des kleinen Städtchens Fürstenberg. Es liegt am südlichen Rand der Mecklenburgischen Seenplatte und wird vom Baalen-, Röblin- und Schwedtsee umschlossen. Die Havel durchfließt die Stadt in drei Läufen. Der südliche Schifffahrtskanal und der Iserdiek genannte nördliche Havellauf begrenzen das Große Werder, eine zentrale Insel, auf der die ursprüngliche Stadtsiedlung entstand.

Das Besondere an diesem Internierungslager, wie es die Stadtoberen abwiegelnd

nannten, war, dass es ein reines Mädchenlager war, wenigstens die ersten beiden Jahre von 1942 an.

Die Insassen kamen zumeist aus dem Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, nicht weit entfernt.

Ravensbrück, das war auch der Ort, in dem wir die Schule besuchten, als Klassenkameraden unterrichtet wurden.

Nun, – wir sechs waren »politisch«, dachten uns als Intellektuelle. Doch das wussten wir zu verheimlichen. Zuviel hatte man zu jener Zeit, im Juni 1943 schon gehört. Gerade waren in München Jugendliche unseres Alters hingerichtet worden, weil sie ihre Ansichten in Flugblättern offen gelegt hatten.

Wir beschlossen, ein wenig intelligenter vorzugehen.

Im Lager selber waren über tausend junge Mädchen untergebracht, sie waren aufgrund verschiedenster Anklagen dorthin verfrachtet worden. Das ging von angeblicher Promiskuität hin zu Gattenmord, es befanden sich auch Sinti und Roma unter ihnen.

Die Wachmannschaft bestand ebenfalls aus weiblichem Personal.

Wir waren sechs Jünglinge in frischem Saft.

Das war der Knackpunkt unseres subtilen Planes.

Der Frühling hatte einem heißen Frühsommer Platz gemacht, – wir hatten uns ein jeder sehr fesch gemacht –, so schwitzten wir in unseren Ausgehanzügen enorm.

Dort drüben, in fünfzig Meter Entfernung der Lagereingang, ein schmiedeeisernes Tor, gleich dahinter der große Holzbau in dem die Wachmannschaften untergebracht waren. Das Lager selber bestand aus Sperrholzhütten, in denen die Mädchen und jungen Frauen den Winter über wohl erbärmlich gefroren hatten.

Wie wir da so in der Hitze des Sommerabends im Gras lagen, kam uns allen der Plan plötzlich lächerlich und absurd vor. Wenigstens meinte ich, das deutlich in den Gesichtern der anderen zu erkennen. Doch keiner wollte der sein, der den Rückzieher machte.

»Karl!«, sagte ich. »Du hast es angeleiert, also jetzt los!«

In der Tat hatte Karl, der Älteste unter uns, im Kino unserer kleinen Stadt, eine Frau aus der Wachmannschaft des Lagers kennengelernt. Die hatte ihn nun – »bring ruhig ein paar von deinen Freunden mit« – auf ein Plauderstündchen in das Wachhaus eingeladen.

Deswegen lagen wir nun hier in den Büschen, alle möglichen verrückten Gedanken in unseren Köpfen, eben auch einen verwegenen Plan.

Karl blickte mir einen Moment lang in die Augen, blies die sommersprossenbedeckten Wangen auf, was ihm das Aussehen eines rothaarigen Frosches gab.

»Genau!«

Er stand tatsächlich auf, warf sich den grünen Rucksack über die Schulter.

»Macht euch nicht ins Hemd! Was soll uns schon passieren?«

Zögerlich erhoben wir uns ebenfalls. Ein jeder von uns schulterte Sack oder Beutel, dann traten wir aus dem Graben heraus auf die Kiesstraße zu dem Lagertor.

Wir klopfen uns trockenes Gras und Laub von den Sonntagsanzügen, standen schließ-

lich vor dem Eingang. Karl pfiff, – ein an- und wieder abschwelliger, sein ganz besonderer Pfeifton.

Tatsächlich dauerte es nicht einmal zwei Minuten, bis eine der Aufseherinnen in blauer Uniform mit einem großen Schlüssel herbeigeeilt kam, sich rasch nach allen Seiten umblickte und uns herein winkte.

»Beeilt euch, ihr hübschen Burschen! Muss ja nicht unbedingt jeder wissen, nich wahr?«

In der Wachstube, die penetrant nach Alkohol und Zigaretten roch, warteten an einem Tisch vier weitere, ebenso grobschlächtige Weiber. Die komplette Wachmannschaft, wie ich wusste. Wir hatten das Lager tagelang observiert. Den heutigen Abend hatte die Bekannte Karls ausgewählt, weil die wenigen männlichen Wachen ihren freien Abend hatten, den sie in Ravensburg verbrachten.

Wir waren, als Burschen vom Lande, ausgezeichnet ausgerüstet. In den Säcken war frisches Brot, Schinken und Wurst und vor allem – Schnaps. Guter, selbst gebrannter Korn aus dem Havelland.

In der Annahme, dass diesen Mannweibern nur mit Branntwein allein nicht beizu-

kommen war, hatten wir das Getränk in den Flaschen vorsichtig erhitzt und mit Morphinum aus der Apotheke vermennt, die die Mutter von Heinrich am Laufen hielt.

Es war ein mehr als seltsames Gefühl, ein obskures Bild.

Da saßen diese Weiber an einem groben Holztisch, vor sich die Reste eines kargen Abendessens, manche noch kauend.

Alle Fünfe mehr als ungestalt, – dicke Schenkel quollen, Warzen sprossen, eine fuhr sich bei unserem Anblick mit der Zunge über die Lippen, alle schielten uns aus geilen Augen an.

Ich war wohl nicht alleine, in meinem Unwohlsein. Karl erwischte ich gerade noch am Zipfel seiner Anzugjacke, bevor er sich rückwärts aus dem Staub machen konnte. Doch hätte ihn wohl auch die Amazone, die uns hineingeleitet hatte, an einer Flucht gehindert.

Die Damen hielt es nicht auf ihren Plätzen. Im Nu sahen wir uns gegriffen, unserer Rucksäcke, die unter lautem »Hallo« geleert wurden, entledigt und zwischen den heißen Hinterteilen der Soldatinnen platziert.

Ein Gelage, das seinesgleichen suchte, begann.

Wir hatten zwei der Flaschen markiert, hatten so die Betäubung ein wenig unter Kontrolle.

Nach ungefähr einer Stunde, die Frauen hatten sich als äußerst widerstandsfähig erwiesen, musste der erste von uns »dran glauben«. Der unglaublich betrunkene, fette rothaarige Feldwebel zerrte ihn auf eine der Kojen im benachbarten Schlafraum, von wo alsbald die seltsamsten Geräusche zu hören waren. Die Geräuschkulisse animierte die übrig gebliebenen zwei Wärterinnen, die anderen beiden schliefen schon tief und fest, zu letzten Höchstleistungen. Karl und Ulrich waren die Opfer.

Nach etwa zehn Minuten kehrten die »Opfer« zurück, alle Uniformierten schliefen tief und fest.

Unser Plan konnte ausgeführt werden.

Wir verließen die Holzbaracke, balancierten auf Stegen über den immer noch aus dem Frühjahr verschlammten Grund zur ersten Unterkunftsbaracke.

Schon etliche Meter vor der Eingangstür stieg ein Geruch wie von sauren, schimmeligem Pilzen in unsere Nasen. Der Blick in das Innere der lang gezogenen Hütte war grausam.

In drei Reihen Stockbetten lagen da menschenähnliche Wesen, nur zwei von den vielleicht einhundert waren in der Lage, aufrecht zu stehen.

Betroffen blickten wir, die vermeintlichen Retter, uns an.

Eine der beiden Frauen die sich da aufrecht an die Betten klammerten, hob ihre spindeldürre Hand.

»Wasser!«

»Wasser!«

Erst mit der Wiederholung konnten wir sie verstehen. Beklommen gingen wir durch die Reihen, unbemerkt von den meisten der Mädchen, die hier vegetierten.

Ich habe bis heute keine Ahnung, wie viele der Gefangenen unsere Anwesenheit überhaupt registrierten. Wir sahen geschwollene Bäuche, Ärmchen wie Zündhölzer, riesige Augen in eingefallenen Gesichtern, Ober-

schenkel, die nur noch aus Knochen mit einer Hautschicht bestanden. Unser schöner Plan war gescheitert. Zur Flucht war hier niemand in der Lage. Auch in den anderen Unterkünften zeigte sich die Situation ähnlich. Und uns lief die Zeit davon. Nach einer kurzen Besprechung hasteten wir in das Wachhaus zurück, rafften die Lebensmittel und den Schnaps zusammen, verteilten sie unter den Häftlingen.

Obwohl wir mehrmals den Vorschlag machten, die momentane Situation erklärten, fand sich keines der Mädchen bereit, mit uns zu flüchten.

Unser jugendlicher Überschwang wich der grausamen Realität.

Nachdem sich die Inhaftierten mit schwachen Stimmchen und unbeholfenen Umarmungen bei uns bedankt hatten, flüchteten wir, das Tor blieb weit offen.

Die Aktion hatte keine Folgen, die Frauen der Wachmannschaft ließen nichts von dem Vorfall verlauten. Einzig in unseren Köpfen blieben die Bilder haften – mich haben sie bis heute nicht verlassen.

Der ungläubige Fürst

Hanno Berg

Fürst Vadar von Chrusia war ein Herrscher, der sein Volk knechtete, ihm viele Steuern auferlegte und Vergehen und Delikte hart bestrafen ließ.

Eines Tages war in seinem Schloss der Bischof von Chrusia zu Gast, der sehr mildtätig und warmherzig war. Er und der Fürst speisten üppig. Als hernach auch noch eine gute Flasche Wein aufgetischt wurde, sagte der Bischof zum Fürsten: »Gegenüber mir als deinem Gast bist du sehr gastfreundlich und großzügig. Leider ist mir aber zu Ohren gekommen, dass du gegen dein armes Volk übertriebene Strenge walten lässt und so gar nicht mildtätig gegen die Armen bist, wie es doch unser lieber Herrgott von allen verlangt, die eine solche Verantwortung gegenüber dem Volk tragen, wie du!«

»Mein lieber Bischof«, entgegnete Fürst Vadar sauertöpfisch. »Für mich gibt es keinen Herrn, der noch über mir selbst steht, wie es dein Gott beansprucht. Ich habe weder ihn je gesehen, noch einmal eines seiner Wunder erlebt. Warum sollte ich also an ihn glau-

ben und nach seinen Wünschen handeln, also dem Volk Gutes tun?»

»Ich werde dir schon beweisen können, dass es den Herrn wirklich gibt, und dass er Wunder tut«, erwiderte der Bischof. »Morgen will ich dir etwas vorführen, was selbst einen so hartnäckigen Gottesleugner wie dich überzeugen wird!«

Mit diesen Worten trank der Bischof seinen Wein aus, erhob sich von der Tafel und ließ sich vom Kammerdiener des Fürsten sein Schlafgemach zeigen ...

II

Am nächsten Tag ließ der Bischof aus der Stadt einen Blinden, einen Tauben und einen Stummen zum Schloss des Fürsten bringen. Als die drei armen Kerle vor ihm und Vadar standen, sagte er zum Fürsten: »An dir selber und diesen drei armen Teufeln wird der Herr ein Wunder tun. Wir müssen am Mittag die kleine Ignatiuskirche am Stadtrand aufsuchen. Dort wird während der Messe das Wunder geschehen.«

Fürst Vadar sagte dem Bischof zu, mit ihm diese Kirche zu besuchen. Dann verließ der Bischof zusammen mit den drei armen Tröpfen den Saal und flüsterte ihnen draußen auf dem Gang verschiedene Anweisungen zu. So sollten sie alle durch die Sakristei in die Kirche hineingehen und vor dem Altar Aufstellung nehmen. Der Blinde sollte sich dort eine Staffelei mit einer weißen Leinwand aufstellen lassen und während des Gottesdienstes mit einem Pinsel darauf malen. Der Taube sollte – wenn er sehe, dass auf der Orgel ein Lied gespielt werde – den Mund öffnen und ein wenig Luft durch seine Lippen blasen. Der Stumme sollte zum Gebet die Lippen bewegen ...

III

Als es schließlich kurz vor zwölf Uhr am Mittag war, kam endlich der Bischof mit dem Fürsten vor dem Tor der Ignatiuskirche an. Draußen warteten schon etwa siebzig Leute, die am Gottesdienst teilnehmen wollten. Über dem Kirchentor stand in den Stein ge-

meißelt der Spruch: »Lasset die Kindlein zu mir kommen!«

Da begann die Kirchenglocke zu schlagen, und die Wartenden drängten in die Kirche hinein.

»Geh hinterher, mein lieber Vadar, und lass dich überraschen!«, sagte der Bischof. »Ich selbst werde hinten durch die Sakristei eintreten, um vor der Messe noch kurz mit dem Pfarrer zu sprechen.«

Der Fürst tat, wie der Bischof es gefordert hatte. Er war der Letzte, der die Kirche durch das Haupttor betrat. Der Blinde, der Taube und der Stumme sowie der Pfarrer betraten die Kirche durch die Sakristei. Kaum aber war der Fürst im Innern der Kirche verschwunden, da verschloss der Bischof das Tor von außen und begab sich dann auch zum Eingang der Sakristei.

Als aber nun der Organist das erste Kirchenlied anstimmte, da wurden plötzlich aus allen Erwachsenen, die durch das Haupttor in die Kirche gelangt waren, also auch aus dem Fürsten, Kinder im Alter von etwa zehn Jahren ...

IV

Kaum hatte der Organist sein Spiel beendet, da begann der Blinde, der wie die anderen, die die Kirche durch die Sakristei betreten hatten, ein erwachsener Mann geblieben war, mit dem Pinsel die Leinwand auf der Staffelei am Altar zu bemalen. Was sich aber für die Erwachsenen als bunte, unbeholfene Krakelei ausnahm, sahen die Kinder in der Kirche als wunderschöne Kopie eines der Altarbilder.

Als der Blinde fertig war, spielte der Organist ein Kirchenlied. Kaum war das Lied verklungen, da blies der Taube, der hatte sehen können, dass der Organist gespielt hatte, Luft durch seine Lippen. Während nun die Erwachsenen in der Kirche nur ein Zischen aus seinem Mund vernahmen, hörten die Kinder den Tauben wunderschön die Melodie nachpfeifen, die der Organist zuvor gespielt hatte.

Als der Taube fertig war, bat der Pfarrer die Kinder, sich zum Gebet zu erheben. Während der Pfarrer und die anderen Kirchgänger das Vaterunser leise vor sich hinflüsterten, be-

wegte der Stumme zu diesem Text die Lippen. Der Pfarrer und die anderen Erwachsenen vernahmen keinen Ton. Die Kinder jedoch hörten den Stummen laut das Vaterunser hersagen ...

V

Als der Gottesdienst zu Ende war, stand Fürst Vadar von Ehrfurcht ergriffen von seinem Platz auf und bekreuzigte sich zum ersten Mal in seinem Leben. Dann verließ er zusammen mit den anderen Kindern die Kirche durch den Haupteingang. Wieder draußen, waren sie alle erneut zu Erwachsenen geworden.

»Na, was sagst du nun?«, fragte der Bischof den Fürsten, als sie sich draußen trafen.

»Ich war ein arger Tor!«, gab der Fürst zur Antwort. »Nun aber habe ich die Wunder des Herrn bei anderen gesehen und auch am eigenen Leib erlebt!«

Dann kehrten sie beide zum Schloss des Fürsten zurück, wo der Bischof noch einige

Tage als Gast die ganze Aufmerksamkeit des Fürsten hatte. –

Fortan aber regierte Vadar sein Land milde und barmherzig, und seinen Untertanen erging es besser, als allen Menschen in den Nachbarländern.

Über den Autor

Hanno Berg, *1961 in Lüdenscheid/Westfalen, studierte Jura und ev. Theologie in NRW und Hessen. Lebt mit Frau und zwei Söhnen in Gießen. Diverse Einzel- und Gruppenveröffentlichungen. Heute u. a. für »Geisterspiegel.de« tätig.

Spiegelbrotkrumen

Kai G. Klein

Seit Tagen lag sie nun da, dort draußen im Dreck und Schmutz. Seit Nächten vor Wind und Wetter ungeschützt. Wie weggeworfen sah sie dabei aus, wie benutzt und dann nicht mehr gebraucht. Sie musste doch für jedermann gut sichtbar sein, schließlich schaute sie halb aus dem Gebüsch hervor. Außerdem war ihre violette Einfärbung wirklich nicht zu übersehen. Trotzdem oder gerade deswegen schien sich niemand für sie zu interessieren. Alle spazierten einfach an ihr vorüber, ganz so, als wäre sie gar nicht existent. Woher sie wohl so plötzlich gekommen war? Aus dem Nichts wahrscheinlich, niedergelegt, einfach weggeworfen, von einem unbekanntem Schatten. Und die anderen Schatten liefen nun sorglos an ihr vorbei, ohne sich auch nur einmal umzudrehen. Diese Gleichgültigkeit machte ihn beinahe rasend.

Wie einsam sie sein muss ..., dachte er, und bei diesem Gedanken brach ihm sein Herz abermals, welches ohnehin nur noch aus wenigen Splittern bestand. *Wo es doch gerade so kalt geworden ist ...* War es denn niemandem möglich, den fehlenden Körper zu

erahnen? Hatte denn wirklich niemand ein Einsehen? Wie lange sollte sie denn noch dort verweilen müssen?

Er konnte seit ihrem Erscheinen an nichts anderes mehr denken. Mehrmals in der Stunde vollzog sich somit ein einsames Ritual. Er stand auf und ging zum Fenster, von welchem aus er sogar das Gesicht des lächelnden Teddybären erkennen konnte, und kontrollierte, ob sie noch dort lag. Die Umrisse des kleinen Körpers zeigten sich dann ganz deutlich durch das schmutzige Glas. Sein Kopf fing augenblicklich Feuer und seine Gedanken rasten.

»Bist du es?«, fragte Carl. »Bist du es, Marie?«, wiederholte er, immer und immer wieder, doch es kam keine Antwort. Eigentlich hätte es ihm vollkommen ausreichen müssen, seine Augen zu schließen, denn selbst dann, konnte er das freundliche Gesicht des aufgestickten Bären noch deutlich vor sich sehen. Jedes bisschen Schmutz, jeder Fleck und jede Ausbuchtung an ihr hatte sich mittlerweile tief in seine Netzhaut eingebrannt. Und trotzdem konnte er nicht anders als ständig nach ihr zu schauen. Wie

gerne hätte er sie einfach in den Arm genommen und nie wieder losgelassen. Wie gerne an ihr gerochen. Um aber aus dem Haus zu gehen und zu ihr hinüber zu laufen, fehlte ihm jedoch gerade die Kraft. Jeder seiner Schritte musste jetzt wohl überlegt sein. Nur auf diese Weise würde er erfolgreich sein können. Und so wurde er zum Wächter der anderen Seite, zum Beobachter der gegenüberliegenden Welt. Die Wachablösung hingegen sollte niemals kommen.

»Ich kann sie nicht einfach so liegen lassen. Ich halte das einfach nicht aus!«, schrie er auf, ohne den Blick dabei auch nur für einen einzigen Moment abzuwenden. Dann wurde er wieder still. Einem nervösen Tier ähnelnd lief er entlang der Fensterbank auf und ab, ganz so, als ob er patrouillieren würde. Dabei achtete er allerdings penibel darauf, die Dielen seines Fußbodens immer nur nacheinander zu betreten, denn Carl hatte panische Angst vor Spalten jeglicher Art.

Alle Türen mussten immer verschlossen sein. Kein Fenster durfte für länger als einen Moment geöffnet bleiben. Auch hatte er alle Ecken seiner Wohnung mit Fetzen aus Pa-

piertaschentüchern verstopft. Sogar der Ausguss des Spülbeckens war, sofern sich dieser nicht in Benutzung befand, von ihm mit einem schweren Backstein verschlossen worden. Ebenso verfuhr er mit dem Toilettendeckel und der Badewanne.

Carl hatte keine Angst davor, dass etwas oder jemand hätte eindringen können. Das wäre ihm herzlich egal gewesen. Er konnte schlicht den Gedanken nicht ertragen, dass etwas Wichtiges nach außen drang und somit für immer verloren ging. Ein winziger Spalt war schließlich imstande, bis zur Unkenntlichkeit zu wachsen und daraufhin alles in sich einzusaugen. Besonders auf Erinnerungen und gute Gedanken hatten es diese Abgründe abgesehen. Viele, zu viele waren ihm auf diese Weise schon unwiederbringlich verloren gegangen. Doch nun wollte Carl durch die Vorkehrungen, die er getroffen hatte, darauf vorbereitet sein. Zumindest so gut es ihm möglich war.

Fünf Jahre und dreiundfünfzig Tage war es nun her, seitdem alles durch die erste der vielen Öffnungen gesogen worden war. Sein ganzes Leben war von einem auf den ande-

ren Moment durch einen Spalt gefallen und in einem unbekanntem Raum verschwunden. Eine einzige Sekunde hatte er nicht aufgepasst. Eine Sekunde, die ihm sein Liebstes nahm und ihn alleine zurückließ. Von da an sollte ihm nahezu täglich dieses Leck, jene undichte Stelle, erneut einen Besuch abstatten und versuchen, sich ein weiteres Stück seiner Seele zu nehmen. Ganz egal, wie sehr er sich wehrte, er konnte kaum etwas dagegen tun. Außer zu versuchen, die verbleibenden Bruchstellen wieder auszufüllen. 1.880 Tage hatte er so abgesehen. 1.880 Tage voller schwarzer Löcher.

Wie so oft begann er nun damit, sich mit der flachen Hand gegen die Schläfen zu schlagen. Die Idee von der anderen Seite wollte aber nicht mehr verschwinden. Sie saß schon zu fest. Carl brach unter den eigenen Schlägen in Tränen aus. Seine Knie wurden plötzlich ganz weich. Außerdem schmerzte sein Kopf. Nach einem dumpfen Knall fand er sich dann auf dem Boden liegend wieder. »Es darf nicht passieren!«, rief er mit gebrochener Stimme in sich hinein. »Nie wieder!«

Carl wusste natürlich, dass er die plötzlichen Brüche nicht mehr aus freien Stücken füttern durfte. Er war sich darüber längst im Klaren. Aber dies änderte nichts, absolut gar nichts. Am liebsten wäre er schon tot gewesen und somit auch jener alles verschlingende, verspiegelte Schatten, der jedes Gefühl in die Dunkelheit reflektierte. Doch sein Körper ließ ihn im Stich, indem er das Sterben verweigerte. Ohne sein Zutun lebte dieser einfach weiter. Warum, konnte er nicht verstehen. Wann hatte er eigentlich das letzte Mal feste Nahrung zu sich genommen? Er wusste es nicht. War er denn nicht bereits tot?

Ich muss loslassen! Ich muss ...! Ich darf es nicht wieder tun ...!, dachte die gekrümmte Gestalt, die immer noch auf dem Boden lag und versuchte, so wenige Fugen wie nur möglich zu berühren. *Aber ich kann sie doch nicht einfach draußen liegen lassen ... Ich kann es einfach nicht!*

Carl tat nun das, was er häufig tat, wenn er nicht mehr weiter wusste und dort unten angekommen war: Er zählte rückwärts. Er zählte sich zurück in die Vergangenheit, zurück an einen anderen Ort, um wieder alles

ungeschehen machen zu können. Er musste doch nur zu diesem einen bestimmten Tag zurückgelangen. Dann würde er das Haus nicht verlassen, die Türen versperren, sie in seinen Arm nehmen und nie wieder loslassen. Doch er konnte einfach nicht ankommen. Er schaffte es nie. 162.432.000 Sekunden waren zu bewältigen. 162.432.000, und mit jedem Moment sollten es ein paar mehr sein. Meistens verzählte er sich, bevor er überhaupt nur die Nähe des jeweiligen Gesterns erreicht hatte. Zu oft schlief er auch unter den Trümmern der endlosen Sekundenberge ein. Doch wenn er dann wieder erwachte, war weitere Zeit vergangen. Diesen Wettlauf konnte er einfach nicht gewinnen. Nach Stunden gab er dann auf, die Zeit verbog und streckte sich, und daraufhin war er wieder im absolut leeren Hier und Jetzt.

Carl begab sich am nächsten Morgen unter die Dusche. Vielleicht war es auch bereits später Nachmittag gewesen. Wozu sollte er das wissen? Er schob den Stein ein wenig zur Seite, gerade soviel, dass der Abfluss genug Spiel hatte, und drehte sogleich das

Wasser auf. Dann drehte er es wieder zu. Noch mal. Zuerst das heiÙe Wasser, dann das kalte ... Stopp! Wieder von vorne. Er musste sich konzentrieren. Gut, zuerst das Kalte, es war schließlich auch ziemlich kalt drauÙen ... Zurück! Wieder zu spät! Ein paar Mal noch vollzog sich jenes Schauspiel, immer von ein paar klatschenden Schlägen gegen die Stirn begleitet, bis es ihm endlich gelang.

Er konnte einfach keine Gedanken mehr halten. Auch das war die Schuld der schwarzen Löcher und der endlosen Spalten, die ihn absichtlich aus dem Gleichgewicht brachten. Er musste ein bestimmtes Gesicht ganz deutlich vor sich sehen, wenn er irgendeine Handlung erfolgreich ausführen wollte. Das war er ihr schließlich schuldig gewesen. Alles andere hätte ihr weiteren Schaden zugefügt und das durfte auf keinen Fall passieren!

Das Ausschalten des Lichts zum Beispiel bereitete ihm die meisten Probleme. Er ließ seine Hand dann immer etwas länger auf dem Schalter ruhen und stellte sich vor, wie sie ihn anlächelte. Ganz warm wurde ihm dabei ums brüchige Herz. Doch kurz bevor

er den richtigen Zeitpunkt erwischte, war sie ihm bereits unzählige Male entglitten. Carl kniff die Augen fest zusammen und begann zu zählen. »Auf drei, mein Schatz! Eins, zwei, ...«

Der alte Rasierapparat brummte unregelmäßig. Die Haut schmerzte und war mit roten Flecken übersät. Jedoch, wenn er unbemerkt auf die gegenüberliegende Straßenseite kommen wollte, dann durfte er nicht so aussehen wie ein streunender Köter. Die stechenden Blicke der anderen kannte er nämlich nur zu gut. *Sie scheinen zu merken, dass niemand mehr hier drin ist.* Er schaute an sich hinab. *Nur noch ein hohler Körper, der nicht sterben will.*

Eigentlich war es ihm egal, wie er aussah. Allerdings, das Letzte, was er wollte, war, weitere Aufmerksamkeit zu erregen. Es musste alles sehr schnell gehen. Er stellte sich vor, wie er sie nun schon in seinen Armen hielt und sie fest an sich drückte. *Nur noch kurz und ich bin da!*, versicherte er. *Dann wird dich Papi nie wieder alleine lassen! Nie wieder, das versprech' ich dir!*

Fünf Jahre und dreiundfünfzig Tage waren vergangen. 45.120 Stunden im Nichts. Das waren 2.707.200 Minuten im absolut leeren Raum. Ebenso 162.432.000 und ein paar Sekunden mehr im dunklen Licht. 1.880 Einzeltage seit dem Ende der wirklichen Welt. Und es war seine Schuld. Alles war Carls Schuld ...

Sein Wochenende war es damals gewesen. Seines, nicht ihres. Endlich war er wieder an der Reihe. Ein Wochenende mit einem Schatz, den er niemals verdiente. So sah er es zumindest selbst. *In knapp drei Monaten wäre sie neun Jahre alt geworden*, dachte er. Sofort bemerkte er den Fehler. *In drei Monaten wird sie neun Jahre alt! Verzeih mir, Marie, verzeih mir!* Er betrachtete sich selbst im Spiegel. *Du bist dort draußen, das weiß ich! Und ich bin immer bei dir ...*

Zuckerwatte wollte sie unbedingt. Wolkenzucker hatte sie immer dazu gesagt. Wie ihr Gesicht strahlte, als sie endlich das Karussell entdeckt hatte. Sie hatte Carls Augen geerbt und wie diese Augen leuchten konnten! Seine hingegen waren nun vollständig entleert.

Carl hatte sie damals auf eines jener bunten Pferde gesetzt und bezahlte eine Fahrt.

Sie konnte es kaum erwarten. Heute allerdings sah er sich außerstande, sich nur an deren genaue Farbe erinnern zu können. *Noch mehr schwarze Löcher ...*, dachte Carl.

Dann, als die Pferdchen anfangen, im Takt zu galoppieren, drehte er sich für Sekunden um, nur wenige Sekunden, um am Stand nebenan den Wolkenzucker zu bezahlen. *Vier oder fünf Schritte vielleicht, nicht mehr ...*, bestätigte er sich nun selbst, wie unzählige Male zuvor. Doch es nützte nichts, das alles nützte nichts. Sie war von da an spurlos verschwunden. Und sie blieb es bis zum heutigen Tag.

Niemand wollte etwas gesehen haben. Niemand. Schweige denn hatte irgendjemand etwas gehört. Als hätte sich ein riesiger Spalt aufgetan und sie lautlos verschluckt. Stundenlang suchte er noch den ganzen Platz ab und später jeden Flecken Erde darüber hinaus. Dann rief er die Polizei. Niemals würde er den Gesichtsausdruck vergessen können, als jene Frau, mit der er nur wenige Monate lose zusammen gewesen war und die ihm Marie geschenkt hatte, vor Ort eintraf und augenblicklich zusammenbrach.

Nichts ging mehr! *Sie war ein unverhofftes Geschenk!*, dachte er. *Wie soll ich gleichzeitig vergessen und mich doch weiterhin erinnern können?*

Wie viele Handzettel mit ihrem Bild er in den ersten Monaten wohl verteilt hatte? Mehrere Tausend wahrscheinlich. Wie viele davon hatte er wohl an fremde Wände geklebt? *Nicht genug ...!*, dachte er. *Ich hätte mehr tun können! Weitaus mehr ...!* Doch dies entsprach nicht der Wahrheit.

»Ich bin gleich bei dir!«, sagte er jetzt in den Spiegel und befeuchtete dabei seine Stirn mit kaltem Wasser. Noch ein letzter Blick von hier oben. Unendliche Erleichterung – sie war noch da. Er zog sich an und steckte die Schlüssel ein. *Du schaffst das schon, Carl!*, machte er sich Mut. Kurz darauf hatte er das Haus verlassen.

Als er die violette Kinderjacke mit dem Bären gesicht in den Händen hielt, durchströmte ihn zum ersten Mal seit Langem ein Gefühl unendlichen Glücks. Wie vermutet handelte sich genau um ihre Größe. Schnell trat er wieder den Rückweg an und verschwand

in der Haustüre. Niemand hatte ihn aufgehalten. An ihr riechen wollte er allerdings erst, als er hinter sich abgeschlossen hatte.

»Marie!«, rief er mit zitternder Stimme. »Wieder zu Hause! Endlich wieder zu Hause!« Dann sackte er angelehnt an einer Wand zusammen und begrub sein Gesicht weinend im winzigen Kleidungsstück. *Es riecht nach dir, Marie! Ich wusste, dass sie von dir ist!*

Er stand auf und lief daraufhin zu jenem Zimmer, das über all die Jahre, bis auf wenige Ausnahmen, verschlossen geblieben war. Er steckte feierlich den Schlüssel ins Schloss, drehte diesen ein paar Mal nach links und öffnete jetzt vorsichtig die Tür. Der Geruch von altem Holz hing in der dicken Luft. Im Regal standen jede Menge Kinderbücher und Teddybären. Auf dem Bett, welches mit bunter Wäsche überzogen war, saß ein verträumter Plüschhund mit langen Hängeohren. Auf dem winzigen Schreibtisch standen Buntstifte in einem gelben Plastikbecher. Gleich daneben lag ein Bild, auf welchem ein kleines und ein großes Strichmännchen zu erkennen waren. Die Männchen hielten sich

bei der Hand und am Himmel schwebten dazu zwei Luftballons. Jenes Bild wurde niemals fertiggestellt. Das Zimmer war noch genauso, wie sie es verlassen hatte.

Er ging zu der Schaufensterpuppe, die die ganze Zeit schon auf dem Holzstuhl vor dem Schreibtisch saß. Sie hatte die Größe eines kleinen Kindes. Die Puppe trug bereits an ihrem rechten Fuß den einen blauen Strumpf aus dem letzten Jahr, welchen Carl in der Nähe eines Teichs gefunden hatte. Außerdem stand ihr die rosafarbene Mütze mit dem lila Mann-im-Mond ziemlich gut, die zwei Jahre zuvor, auf einem Spielplatz in der Nähe einen neuen Besitzer fand. Ihr dunkelvioletter Schuh, den sie links trug, war ihm damals auf dem Seitenstreifen der Autobahn aufgefallen.

Noch einmal roch er an dem neuen violetten Fundstück. Nun begann er damit, die Puppe auch mit diesem anzukleiden. Schließlich war es kalt draußen und sie sollte niemals wieder frieren müssen. Jetzt endlich waren die meisten Erinnerungen wieder hergestellt.

»Hab noch ein wenig Geduld, Marie. Bald ist es soweit ...!«, sagte Carl, drückte sie ganz fest an sich und wich ihr für die nächsten Tage nicht mehr von der Seite.

Über den Autor

Geboren wurde er 1979 in Saarbrücken.

Durch die Musik kam er zum Schreiben. Irgendwann merkte er dass seine Texte immer länger und länger wurden, eine eigene Kraft entwickelten und über den eng gesetzten Rahmen hinauswuchsen.

Also entschied er, dem Schreiben eine eigene, gleichwertige Berechtigung einzuräumen und für sich eine neue Form des Schreibens zu schaffen. Diese beinhaltet Textexperimente, Gedankenschnipsel, Kurzgeschichten sowie Novellen.

Deep Darkness 6

Beatrice Nunold

Dunkelheit, nichts als zähe undurchdringliche Dunkelheit. Oft, vielleicht zu oft habe ich die leeren Weiten des Universums durchschiffte. Mir war klar, dass die Dunkelheit nicht zäh war und undurchdringlich bloß für die Blicke. Doch stets, wenn ich diesen Sektor des bekannten Universums durchkreuzte, überkam mich das Gefühl, dass sich die Finsternis wie eine klebrige kosmische Riesenqualle um meinen alten, soliden Frachter stülpte. Nicht die »Gute Hoffnung« schiffte durch die dunklen Ecken des Alls, sondern die Finsternis verschlang das alte Schiff. Mit dem Verlust des Blicks in lichtere Gefilde verdunkelte sich mein Gemüt. Ich werde mich nie an die interstellare Nacht gewöhnen, aber ich hatte meine Methoden mit der Tiefenraumdepression umzugehen. Andere nahmen Space-Drug.

Ich fluchte vor mich hin. »Finsternis«, dachte ich, »ein biblischer Begriff. Und das Licht fiel in die Finsternis und die Finsternis hat es nicht begriffen – oder ergriffen? Verdammte, jedes Mal werde ich zur trübsinnigen Philosophin oder zur düsteren Mystikerin. Wie war das doch gleich? Fürchte den

Tag des Herrn, denn des Herrn Tag ist Finsternis und nicht Licht, oder so ähnlich. Amos, irgendwas. Zum Teufel! Die Düsternis gebiert düstere Gedanken. Denk an etwas anderes. In der Kantine der letzten Raumstation hat ein recht ansehnlicher Handelsvertreter für Schönheitsprodukte aus Meeresalgen und -mineralien von Thetis tüchtig gebaggert. Ob er seine Pflegepräparate selbst verwendet. Hübsches Kerlchen, ein Vendianer mit Knackarsch. Er hatte eine echte Chance. Dann machte er dir dieses sicher gut gemeinte Kompliment. Er schwärmte von deinen Sternenaugen. Das brachte dich wieder ins Grübeln. Hättest du doch geschwiegen, ich hätte dich zwar nicht für einen Weisen gehalten, aber für Wert befunden, mit mir ein paar nette Stunden in meiner Kabine zu verbringen. Sternenaugen, — haben sie wirklich den kalten, abweisenden Glanz, der verlorenen Sonnen, die nur mit ihrer Kälte drohen, damit niemand ihren Höllengluten zu nahe kommt? Was gäbe ich darum, ein paar dieser verlorenen Sterne in diesem nicht enden wollenden Dunkel zu sehen.«

Ich schloss die Augen. »Dunkelheit auch hinter meinen Lidern. Wie undifferenziert die Weite doch ist, wie homogen. Als wären die Augenlider weggeschnitten. So gab Kleist bei der Betrachtung des Gemäldes *Mönch am Meer* seiner Verzweiflung Ausdruck, angesichts der differenzlosen düsteren Weite auf dem Bild Caspar David Friedrichs. Der Mönch war die einzige Senkrechte in dieser Unendlichkeit. Ich, Esther Morgenglanz, die einsame Eremitin in ihrem kleinen Frachter mitten in der Unendlichkeit des Universums. Bin ich nicht auch die einzige Senkrechte, meine einzige Senkrechte, mein einziger Bezugspunkt und einzige Orientierungsmarke, von dem aus ich mein Koordinatennetz auswerfe wie eine Spinne? Im Netz der Spinne verfangen sich kleine Insekten, die ihr als Nahrung dienen. In meinem geistigen Netz verfangen sich Bilder, Töne, Gerüche, Tastsensationen, mir zur geistigen Nahrung. Aus ihr webt sich mir Welt und Sinn. Aber hier und jetzt, ist mir als wären mir die Augenlider weggeschnitten. – Diese zähe, undurchdringliche Düsternis. Hier gibt es keine Bilder, keine Welt, keinen Sinn. Was

macht es für einen Unterschied, ob die Augenlider fehlen oder die Dunkelheit dir die Augen mit Finsternis verklebt? Dunkelheit von Augenblick zu Augenblick. Oder gibt es keine Augenblicke mehr, die sich aneinanderreihen und ein aktuelles Hier und Jetzt verschenken? Verdammt noch mal! Aktualität ist das unsinnlich winzige, gequantelte, Intervall von 10^{-43} Sekunden, das unbemerkt die Zeit gebiert, selbst die Dunkelheit zwischen den Blitzen der Leuchtbojen im Tiefenraum, den Bruch zwischen Vergangenheit und Zukunft, die Leere zwischen den Ereignissen. Was, wenn diese Leere sich ewig dehnt? Wenn nie mehr ein Augenblitz auf den andern folgt? Wenn kein diskretes Intervall mehr aus dem Quantennirwana springt und im Nu eines Augenblicks Ewigkeit aufblitzt? Wenn die Leere zum Tag des Herrn expandiert, zu Dunkelheit, zu verfluchter niemals endender Dunkelheit?« — Lost in the dark emptyness! — Oh, verdammt!

Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich in die Finsternis. Ein jäher Lichtblitz verursachte ein ebenso plötzliches Blinzeln. Von einem Augenblick auf den anderen heiterte

sich das Universum auf, formte sich zum wohlgeordneten Kosmos, spannte sich Welt aus mit einem dichten Netz von Koordinaten. Wieder blitzte es.

»Ja!!! — Ich bin bald da! Raumstation Deep Darkness 6, ich komme. Mädels, haltet eure Männer fest! Denn diesmal lass ich mir durch kein wohlmeinendes Kompliment die Laune verderben.«

Einem Gedanken wuchsen hinter meiner Stirn Worte zu: »Hoffnung keimt nicht einfach auf. Hoffnung überkommt uns wie Angst und Traurigkeit.«

Und ich war guter Hoffnung, sehr guter. Jetzt hatte ich es gar nicht mehr eilig.

»Die Vorfreude«, schoss es mir durch den Kopf, »will ausgekostet sein. Bis zum Andockmanöver bleibt noch etwas Zeit, wie wunderbar.«

Ich klappte einen Spiegel vor der Panorammascheibe herunter, ähnlich denen in den Sonnenblenden auf der Beifahrerseite in den Autos auf der guten alten Erde der Vergangenheit. Unter der Konsole zog ich ein Kosmetiktäschchen hervor. Ausgiebig betrachtete ich mein halblanges schwarzes Haar, das

blasse viel zu scharf geschnittene Gesicht und die hellen blauen Augen.

»Sternenaugen«, dachte ich und lachte, zog den Lidstrich nach und das Rot der Lippen.

»Deep Darkness 6, ich bin im Anflug! Nur noch wenige Augenblicke und ich bin bei euch!«

Über die Autorin

Beatrice Nunold, geboren 1957 in Hannover. Studium in Hamburg: Kunstgeschichte, Philosophie, Volkskunde und manch anderes. Promotion. Vorsitzende des Freien Deutschen Autorenverbandes (FDA) Niedersachsen. Lebt und arbeitet als Philosophin, Künstlerin und Schriftstellerin am Fuße der Dürsterberge des Harzes in Goslar. SF-Geschichten zu schreiben ist hier eine Kleinigkeit. Zugezogene bleiben ewig Aliens. Das gibt das nötige Feeling. – Zahlreiche Veröffentlichungen philosophischer Bücher, Artikel und Vorträge, und natürlich Literarisches; manches Material findet sich auf

www.nunold.net, www.bildwissenschaft.org
und www.vordenker.de. Aktuelle Infos im In-
ternet unter www.nunold.net.

Area 51

Peter J. Becker

Es wird einmal gewesen sein.

In der Area 51, wo vor Jahren ein fremdartiges Raumschiff gefunden worden ist, von dem man immer vermutet hatte, dass es außerirdischen Ursprungs sei, da wird Jubel gewesen sein. Ja, zwei Wissenschaftler werden auf dem Wüstenboden stehen, und der Sand wird ihnen um die Füße wehen, in ihre Schuhe hinein, in ihre Haare, aber trotzdem werden sie übermäßig jubeln, dort im heißen Wüstensand auf dem ausgebrannten Boden der Erde. Und auch der dritte Wissenschaftler, der nicht auf dem Erdboden, sondern hoch über ihnen in dem fremdartigen Raumschiff sitzen wird, an dem man so lange herumgebastelt hat, dass es den Wissenschaftlern endlich gelungen worden sein wird, es zum Fliegen zu bringen, auch dieser Wissenschaftler wird laut jubeln. »Juchuuu!«, werden sie alle gemeinsam rufen.

Das wird aber auch eine tolle Sache sein, wenn es den Menschen endlich gelingen wird, fremdartige UFO-Raumschiffe zum Fliegen zu bringen, und damit durch die Luft zu düsen!

Durch die Luft wird es düsen, das Raumschiff, auf das die drei Wissenschaftler so stolz sein werden, dass sie es endlich in Gang gebracht haben - und weiter, immer weiter durch die Luft wird es düsen, und die zwei Wissenschaftler, die auf dem heißen Wüstenboden auf der Erde stehen werden, wo ihnen der körnige Sand in ihre neuen Wissenschaftler-Anzüge wehen wird, die aufgrund der extrem färbenden Wirkung des Sandes statt weiß ganz gelb geworden sein werden, sie werden immer noch jubeln, und in die Luft hüpfen werden sie, fast wie das Raumschiff selbst werden sie in der Luft hin- und herhüpfen.

Ja, da wird es hüpfen, da oben am Horizont, und wie toll der eine Wissenschaftler, der dort in dem fremdartigen UFO-Raumschiff der Außerirdischen sitzen wird, wie toll er es lenken wird, durch die Lüfte, hin und her!

Zur großen Enttäuschung der Wissenschaftler wird es aber nicht der dritte Wissenschaftler ganz allein sein, der das Raumschiff lenken wird, sondern viele andere Wissenschaftler werden es hauptsächlich unter

ihrer Kontrolle haben, indem sie ihre außerirdische Automatik-Steuerung in das UFO eingebaut gehabt haben werden, damit das Raumschiff von seinem langen, strapaziösen Erkundungsflug auch den Weg nach Hause — auf einen ganz anderen Planeten — zurückfinden kann. Das ist ja auch so schwer, nach langen Erkundungsflügen nach Hause zurückzufinden!

Aber die Wissenschaftler auf der Erde, sie werden immer noch wild hin und her hüpfen, weil sie sich so freuen, und manchmal hüpfen sie beide sogar gegeneinander und fallen in den heißen, sandigen Wüstenboden hinein, wo ihnen dann noch mehr Sand in alle möglichen Öffnungen ihrer Kleider und ihres Körpers rieseln wird, aber sie werden aufstehen und weiterhüpfen, denn sie werden ja so glücklich sein.

Der eine Wissenschaftler in dem UFO, er wird aber nicht mehr hüpfen – das kannst du daran erkennen, dass das Raumschiff in der Luft nicht mehr ganz so doll hin und her düst, weil der Wissenschaftler vorher so doll gehüpft hat, dass er das ganze Raumschiff zum Hüpfen gebracht hat.

Spätestens aber, wenn das UFO aus der Atmosphäre des kleinen blauen Planeten, der da im Weltraum herumschwebt, ins All entschwinden wird, in die ewige Schwerelosigkeit, da wird der eine Wissenschaftler, der dann in dem kleinen Cockpit des Raumschiffes schweben wird, völlig aufhören zu jubeln. Ganz bange wird ihm werden, da draußen im All, weil er ja gar kein Raumfahrer ist, sondern lediglich ein Wissenschaftler. Er kann ja auch gar nicht mehr jubeln da draußen im All, denn er wird ja schwerelos sein dort – da lässt es sich nur schwer jubeln, wenn man schwerelos ist.

Und auch die beiden Wissenschaftler, die auf dem heißen Wüstenboden auf der Erde stehen werden, und die immer noch winken und jubeln werden, werden, wenn sie das Raumschiff nicht mehr sehen können, aufhören zu winken und auch aufhören zu jubeln. Dann werden sie denken, unser Kollege, der geht jetzt aber zu weit, werden sie denken, und sie werden wieder hinein gehen in ihre geheime Forschungsstation, die jetzt gar nicht mehr geheim sein wird, denn durch

das viele Jubeln der beiden Wissenschaftler werden Scharen von Touristen angelockt worden sein, und die werden die ganze Area 51 belagern, und Fotos schießen.

Die beiden Wissenschaftler, die inzwischen wieder in der Forschungsstation sitzen und die Rollos zugemacht haben werden, weil die ganzen Blitze sie beim Überlegen so stören, werden missmutig auf die Rückkehr ihres Kollegen warten. Dann werden sie zu allem Überfluss auch noch bemerken, dass der Wind, der ihnen draußen die ganze Zeit den vielen körnigen Sand in ihre Schuhe und ihre Socken geweht hat, tatsächlich existiert haben wird, und sie werden fluchen. Ein Schimpfwort werden sie dann rufen, doch der eine Wissenschaftler, der im Cockpit des fremdartigen UFO-Raumschiffes im dunklen, schwarzen All herumschweben wird, der wird das Schimpfwort gar nicht hören, weil draußen im All niemals irgendwelche Schimpfworte gehört werden. Würde der eine Wissenschaftler den Fluch seiner beiden Kollegen gehört haben, er würde ihre Meinung bestimmt geteilt haben.

Das Fahrrad

Thom Delßen

Man hätte meinen können, es sei ein Geschenk der Götter gewesen.

Die meisten der Männer lagen im Schatten des großen Mahagonibaumes in der Mitte des Dorfes, dösten oder beschäftigten sich mit einem Würfelspiel aus Muscheln.

Vagisch schob das seltsame Gefährt, wie es schien, mitten aus dem Busch, direkt hinein in die gesammelte Gemeinde der träge dahinlebenden Stammesangehörigen.

Die erste Reaktion erschöpfte sich in Angst, die aber natürlich niemand zeigen wollte. Der Finder hatte das Gefährt mit Holzprügeln beladen, die er in der Savanne gesammelt hatte, eine Tatsache, die ihm die Ehrerbietung der Männer einbrachte. Ganz offensichtlich hatte er das seltsame Tier schon gebändigt.

Neugierig traten sie schließlich näher, tasteten das Metall.

»Steinernes Holz«, deutete der Mediziner, der Heilkundige des Dorfes, der eilends herbeigerufen wurde. Auch die Vollgummireifen riefen allgemeine Verwunderung hervor.

»Schlangenleder«, bestimmte der Schamane. Mit Ahs und Ohs wurde jede Einzelheit des wundersamen Pferdes bestaunt.

»Was frisst es?«, fragte man Vagisch. Er konnte nur antworten, dass das seltsame Tier bisher keine Anstrengung gemacht hatte, irgendetwas zu verlangen.

Im Gegenteil, auf abschüssigen Teilen der Strecke hätte es den Anschein gehabt, als hätte es das teilweise verchromt glitzernde Gefährt sogar eilig gehabt, zu ihnen zu gelangen.

Als einer der Männer in die Kettenmechanik langte und andere das Rad gleichzeitig bewegten, er sich dabei die Hand verletzte, wichen die Leute des Stammes verschreckt zurück. Das steinerne Pferd konnte beißen!

Die Sonne ging unter und mit ihrem Verschwinden kam das abendliche Gelage. Nach etlichen Schalen Fruchtweines meinte Vagisch, sich beweisen zu müssen.

Furchtlos schob er die Metallkonstruktion immer schneller über den mit Fackeln erhellten Dorfplatz. Die Frauen waren aus den Hütten hinzugekommen und zelebrierten

seine mutige Aktion mit rhythmischem Klatschen. Jetzt ging er sogar so weit, einen Fuß auf eines der Trittbretter, die seitlich rotierten, zu setzen. Sich immer wieder mit dem anderen Bein abstoßend, vollführte er einige Runden.

Die Dorfgemeinschaft war begeistert. Dieses Pferd war schneller als der lebhafteste Esel aus dem Stammesbesitz. Vagisch war unsäglich stolz darauf, es gezähmt zu haben. Gleich am nächsten Morgen belud er es mit Maniokwurzeln – es passten mehr auf die Stahlkonstruktion als auf jeden Esel – und wanderte mit ihm auf den Marktplatz, der gut sechs Stunden entfernt lag. In der Hügellandschaft ließ er sich auf dem rechten Pedal stehend die Hügel hinunter tragen, schob den Stahlesel die Steigungen hinauf und war schon nach drei Stunden an seinem Ziel. Er verkaufte seine Ladung rasch.

Als er den Heimweg antreten wollte, erblickte er in dem Marktgewirr ein dem seinen verblüffend ähnliches Tragetier, doch der Besitzer ritt es! Mit offenem Mund starrte Vagisch auf die Bewegungen der Füße des

Reiters, der auf dem mittleren Tragegestell des steinernen Pferdes saß. Das sollte ihm ebenfalls möglich sein! Bei seinen ersten Versuchen landete er kläglich im Staub, immer wieder warf das Lasttier ihn ab. Schließlich aber siegte sein Gleichgewichtssinn und er fuhr in schlingernden Kurven in Richtung seines Heimatdorfes.

Wie ein schwarzer Dämon schaukelte er durch die mit Büschen bewachsene, hügelige Savanne.

Nur einen Monat später heiratete er, der nun das effizienteste Transportmittel des Stammes sein eigen nannte, die Häuptlingstochter, erstrahlend in dem neuen Ruhm als Bändiger des steinernen Pferdes, stieg zum wichtigsten Mann der Gemeinschaft auf. Täglich bis zu drei Mal legte er den Weg zum Marktplatz im nächsten großen Dorf zurück, sammelte immer weitere Reichtümer an. Bald kaufte er sich ein weiteres der Tragetiere, bildete seinen Schwager in der Benutzung aus.

Heute sitzt er hinter einem Laptop als der reichste Maniokexporteur seines Landes.

Seine Stammesgenossen haben Lendenschurz gegen Anzug mit Krawatte eingetauscht, die Esel gegen Automobile.

Vagisch hat den Wert des Regenwaldes erkannt und ist in Verhandlungen mit einem internationalen Papierkonzern.